



Archäologie Baselland



Jahresbericht 2011

Dokumentationen und Funde

IMPRESSUM

Herausgeber: Archäologie Baselland, Liestal
Redaktion, Layout: Reto Marti
Lektorat: Andreas Fischer
Grafik: Tom – it's fair design! www.tom-ifd.ch
Druckversion: Schwabe AG, Muttenz
Bezugsquelle: Archäologie Baselland
Amtshausgasse 7
CH-4410 Liestal
oder als Download:
www.archaeologie.bl.ch

© 2012 Archäologie Baselland; Bildungs-, Kultur- und Sportdirektion des Kantons Basel-Landschaft

Abbildungsnachweis: sämtliche Fotografien, Zeichnungen und Pläne stammen, wo nicht anders vermerkt, aus dem Archiv der Archäologie Baselland.

Gemeinsam Schätze heben

Seit Beginn des Berichtsjahres hat der Schreibende neben der Leitung der Kantonsarchäologie auch diejenige der Hauptabteilung Archäologie und Museum inne. – Ein archäologischer Dienst und ein Museum in derselben Fachstelle: Macht das Sinn?

Objekte bilden die Grundlage archäologischer Arbeit. Auf der Basis von Funden wird Geschichte beziehungsweise werden Geschichten rekonstruiert und vermittelt, ähnlich wie dies Museen mit ihren Exponaten tun. Beide pflegen Sammlungen und Archive, um das geborgene Kulturerbe für die Nachwelt zu dokumentieren. Im Falle des Kantons Basel-Landschaft gehen die Gemeinsamkeiten aber noch darüber hinaus: Die Archäologie arbeitet quasi seit jeher fächerübergreifend, indem sie für ihre Untersuchungen systematisch Nachbarwissenschaften wie Kunstgeschichte, Ethnologie, Bodenkunde, Anthropologie oder Biologie bezieht. Und eine der spannenden Seiten des Museum.BL ist just sein weites Spektrum an Sammlungen zur Kunst, Ethnologie, Fotografie, Geologie und Biologie. Nur wenige Museen der Schweiz vereinen unter einem Dach eine solche Vielfalt.

Für den Kanton ergibt sich so die Möglichkeit, das gesamte Wissen zur Natur- und Kulturgeschichte in einer einzigen Fachstelle zu bündeln – eine starke Sache, von der die Bürgerinnen und Bürger profitieren! Aber auch für Orts- und Regionalmuseen ist die Konstellation interessant. Inwiefern erfahren Sie im Beitrag S. 148 ff. über das Projekt «KIM.bl». Gemeinsam Schätze heben, ist dort die Devise.

Reto Marti
Kantonsarchäologe



Inhalt

Jahresrückblick	4
Fundstellen und Schutzzonen	10
Grabungen und Bauuntersuchungen	18
Fundabteilung	106
Konservierungslabor	126
Archäologische Stätten	134
Dokumentation und Archiv	146
Auswertung und Vermittlung	156
Zeittabelle	188



Jahresrückblick

Im Vergleich zu früheren Jahren verlief die Grabungssaison 2011 etwas weniger hektisch. Das bot endlich die Gelegenheit, längst fällige Pendenzen aufzuarbeiten: Grabungsfunde zu erfassen, Pläne umzuzeichnen, Dokumentationen abzuschliessen. Doch wer glaubt, die Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter der Archäologie Baselland hätten das Jahr deswegen etwas ruhiger angehen können, irrt.

Die Zahl der Gebäudeuntersuchungen blieb konstant hoch. Und auch im Hintergrund drängen zahlreiche Aufgaben. Der Notgrabungsdruck der letzten Jahre hat dazu geführt, dass praktisch keine Auswertungen mehr erfolgen konnten – eine bedenkliche Entwicklung, denn die Arbeit der Archäologie macht nur Sinn, wenn sie zu Resultaten führt, die man der Forschung und der Öffentlichkeit zur Verfügung stellt. Im Berichtsjahr sind deshalb gleich mehrere wichtige Auswertungsprojekte in Angriff genommen oder vorangetrieben worden, so dass wir zuversichtlich sind, den Publikationsreigen bald mit neuem Elan wieder eröffnen zu können.

Dies ist mittlerweile der sechste Band unserer Jahresberichte. Ihre unkonventionelle Form kommt sowohl in der Öffentlichkeit als auch in Fachkreisen sehr gut an, wie die zahlreichen spontanen Reaktionen zeigen. Eine besondere Rückmeldung erreichte uns dieses Jahr aus den Weiten Spaniens, wo man unseren Jahresbericht als Reiselektüre offenbar sehr schätzte. «Die gekonnte graphische Gestaltung und der Wille, ein breites Publikum sachlich, doch leicht verständlich zu informieren, wären ein guter Grund für ein Loblied!», meint Rudy Meyer aus Barcelona. Wir danken erfreut und bleiben dran!

Reto Marti

<

Kostbar: Fundobjekte des 11. Jahrhunderts aus vergoldetem Kupfer. Die seltenen Objekte stammen aus der Burg Altenberg bei Füllinsdorf, deren Auswertung 2011 grosse Fortschritte gemacht hat. Vlnr: Schildbeschlag (oben), eine Spornschnalle, ein vermutlicher Sattelbeschlag sowie der Anhänger eines Pferdegeschirrs.

Kulturgut im Bauwerk

Eindrücklich: frühere ländliche Wohnkultur am Beispiel einer zur Waschküche umgebauten Herdstelle in der Unteren Mühle von Therwil.

Archäologie wird normalerweise mit Ausgraben verbunden. Dabei macht die archäologische Forschung auf Höhe der Grasnarbe keineswegs Halt. Klar: die Burgen – ein charakteristisches Kulturgut unserer Region – gehören auch dazu. Darüber konnte man im Rahmen der nötig gewordenen Sicherungsarbeiten in letzter Zeit einiges in den Me-

dien erfahren. Doch ein grosser Forschungszweig im archäologischen Alltag beschäftigt sich weder mit dem Boden noch mit Burgen, sondern mit ganz gewöhnlichen Gebäuden: Wohnhäusern, Bauernhöfen, Feldscheunen.

Im Zuge des verdichteten Bauens in historischen Ortskernen kommt der Bauforschung immer grössere Bedeutung zu. Dabei stehen nicht unbedingt hervorragende architektonische Meisterleistungen vergangener Epochen im Fokus, sondern das private Wohnen und Wirtschaften der Bevölkerung der Region – «Geschichte von unten», sozusagen.

Jede Sanierung, jeder Umbau oder erst recht der Abbruch eines Gebäudes bringt historische Substanz zum Verschwinden und trägt damit zum schleichenden Verlust eines Stücks Identität einer Familie, eines Ortes oder einer ganzen Region bei. Die Herausforderung in der täglichen archäologischen Arbeit ist, in der Masse der Objekte die richtige, das heisst repräsentative und aussagekräftige Auswahl zu treffen und diese nach bestem Wissen und Gewissen zu dokumentieren.



Ohne Auswertung kein Resultat

Die gehaltvollste Ausgrabung nützt nichts, solange daraus keine Schlüsse gezogen und die gewonnenen Resultate der Fachwelt und Öffentlichkeit nicht zur Verfügung gestellt werden. Doch die Auswertungen archäologischer Grabungen und Bauuntersuchungen sind zeitintensiv und in einem kleinen Team, das mit den Tagesgeschäften mehr als ausgelastet ist, nur schwer zu bewerkstelligen.

Aus diesen Gründen hat die Archäologie Baselland in jüngster Zeit die Zusammenarbeit mit den Universitäten intensiviert. Studierende haben die Möglichkeit, aus einer ganzen Liste potentieller Themen für Bachelor-, Master- oder Doktorarbeiten eine für sie passende Auswertung zu übernehmen.

Die Strategie zeigt Erfolg: Eben erst haben Salome Rubin und Tamara Tännler an der Universität Bern ihre Masterarbeiten über die Grabungen Gelterkinden-Mühlstett (siehe S. 158 ff.) und Pratteln-Kästeli (siehe S. 164 ff.) abgeschlossen, und Debora Tretola ist dabei, ihre Untersuchungen zu Reinach-Mausacker zu einer Dissertation auszuweiten.

Ein anderer Weg, Auswertungsprojekte anzugehen, sind Joint Ventures: So gelang es, im Berichtsjahr zusammen mit dem Inventar der Fundmünzen der Schweiz (IFS), einer Institution der Schweizerischen Akademie der Geistes- und Sozialwissenschaften (SAGW), die Analyse sämtlicher Fundmünzen aus dem Kanton Basel-Landschaft aufzuleisen.

Erfreulich: Das Inventar der Fundmünzen der Schweiz IFS wird die Baselbieter Münzfunde auswerten (Dominik Labhardt).



Archäologie für alle

Präsent: Auf immer mehr archäologischen Stätten des Kantons informieren Tafeln detailliert über die Bedeutung des Ortes.

Die Archäologie steht im Sold der Öffentlichkeit, und daher in der Pflicht, dieselbe regelmässig über ihr Tun zu informieren und wenn immer möglich von der Arbeit der Fachstelle profitieren zu lassen. Die Archäologie Baselland macht dies in erster Linie mit den Jahresberichten sowie Führungen, Vorträgen und Ausstellungen.

Besonders beliebt ist die Bespielung historischer Stätten. Bei schönem Wetter tummeln sich täglich hunderte von Personen auf den Burgen des Baseliets. Die Archäologie Baselland ist bestrebt, mittels Internet und Informationstafeln vor Ort die nötigen Hintergrundinformationen zu liefern, damit die Besucherinnen und Besucher die eindrücklichen Zeugen der Vergangenheit auch in ihrer historischen Tiefe richtig einordnen können.

Die ausserordentliche Beliebtheit der Baselbieter Burgen zeigte sich am Homburgfest: Ein ganze Taltschaft feierte am Auffahrtswochenende begeistert die Wiedereröffnung ihres Wahrzeichens! Kämpfende Ritter, Gauklerinnen, Söldner, Kauffleute und Prinzessinnen, aber auch einfache Handwerksleut verzauberten das Gelände; es wurde gelärmt, getanzt, gelacht – und ab und zu auch ein wenig gefachsimpelt. Wetter und Stimmung waren grossartig. Für mehrere tausend Menschen wurde das Fest auf und bei der Homburg zum unvergesslichen Erlebnis.



Ausblick

Schon jetzt ist absehbar, dass uns die Burgen auch im kommenden Jahr 2012 wieder stark beschäftigen werden. Nach dem Feiern geht es nun wieder an die Arbeit: Mit dem neuen Budget hat der Landrat eine erste, wenn auch gegenüber dem Plan reduzierte Jahrestanche für die dringend notwendige Sicherung der Ruine Pfeffingen bewilligt. Auch auf der Farnsburg drängen sich weitere Massnahmen auf, nachdem dort im Herbst ein Mauerstück ausgebrochen ist.

Ein weiteres mehrjähriges Projekt, das 2012 startet, ist das erwähnte Fundmünzenprojekt. Nach längerer Vorbereitung sind die Informationen zu den Münzen aus dem Kantongebiet zusammen, so dass die Numismatiker Rahel Ackerman und Markus Peter an die Auswertung dieser erstklassigen Informationsquelle für wirtschafts- und sozialgeschichtliche Fragen gehen können. Ihre Erkenntnisse dürften weit über das engere Interesse der Archäologie hinaus von Bedeutung sein. Finanziert wird das Projekt durch die Freiwillige Akademische Gesellschaft Basel und den Swisslos-Fonds Baselland.

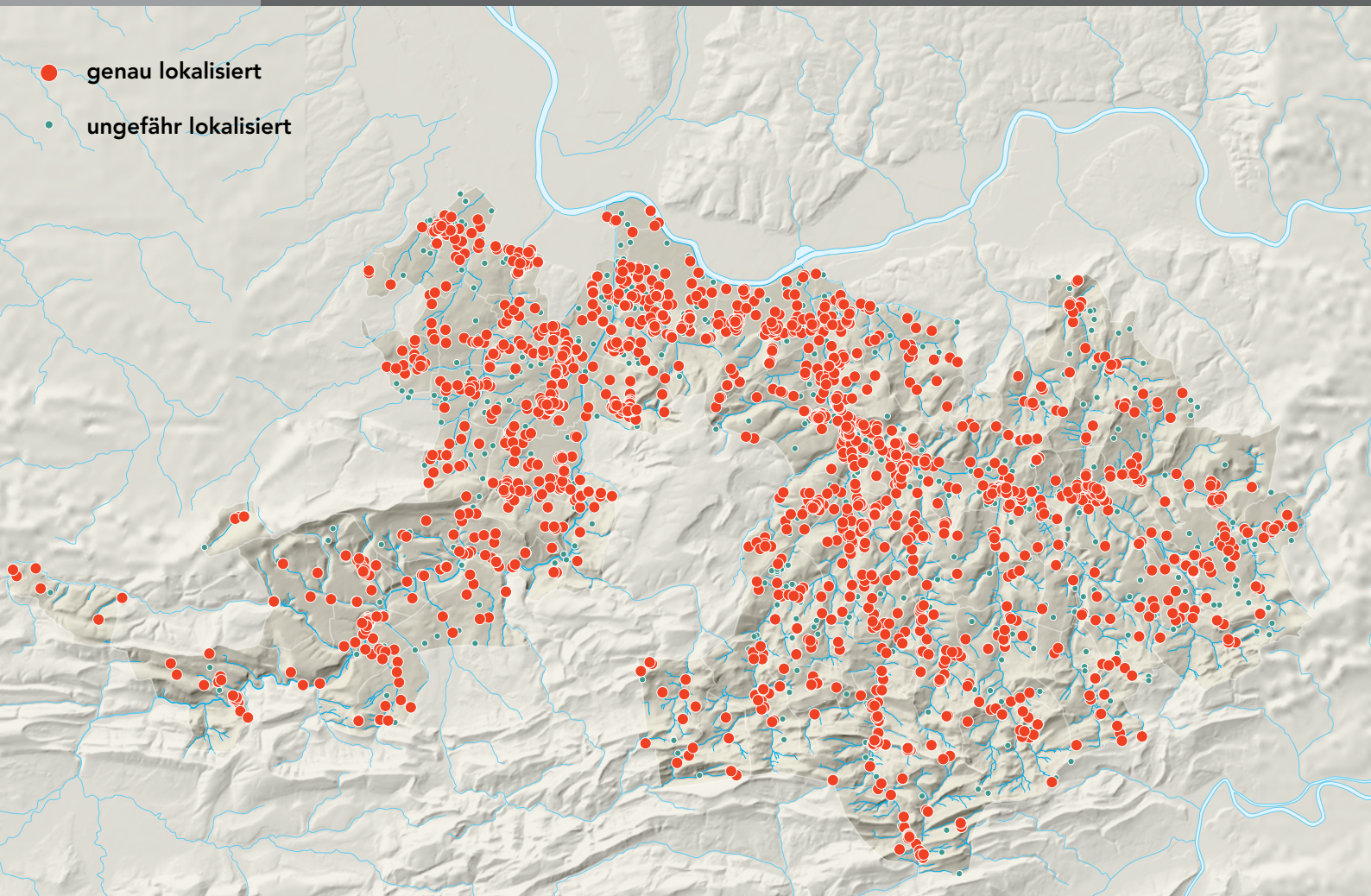
A propos Münzen: Ganz zum Jahresende erreichte uns die Meldung eines spektakulären keltischen Münzschatzes, den einer unserer archäologischen «Späher» in Füllinsdorf entdeckt hat. Doch dazu mehr im nächsten Jahresbericht...

Reto Marti

Erfolgreich:
Grossandrang am
Homburgfest. Ein
ganzes Tal feierte
die Wiedereröffnung
seiner Burg!



- genau lokalisiert
- ungefähr lokalisiert



Fundstellen und Schutzzonen

Das Fundstellenarchiv ist 2011 um 55 auf 3'389 Dossiers angestiegen. In elf Fällen handelt es sich um neue Fundstätten. Die restlichen resultieren aus Bereinigungen vorhandener Dossiers, in denen bislang mehrere Ausgrabungen zusammengefasst waren. Insgesamt wurden auf 48 Fundstellen neue Ereignisse dokumentiert. Zeitlich überwiegen dabei solche aus der Neuzeit (24), während sich die restlichen Dokumentationen etwa gleichmässig auf die anderen Zeiten verteilen. Am meisten Dossiers entstanden auch dieses Jahr im Rahmen von Hausuntersuchungen (13), gefolgt von Massnahmen auf Burgruinen (7).

Ein wichtiges Instrument für den Schutz archäologischer Zonen ist deren Kartierung in den Zonenplänen der Gemeinden. Hier können sich Bauherren und Architekten frühzeitig darüber informieren, ob ihre Bauprojekte innerhalb archäologischer Schutzzonen liegen und ob eine Begleitung der Baumassnahme durch die Archäologie Baselland erforderlich ist. Etwa alle zehn Jahre überarbeiten und revidieren die Gemeinden ihre Zonenpläne. Die Archäologie liefert hierzu die aktuellen Angaben über die archäologisch interessanten Stellen. In diesem Jahr wurden die Schutzgebiete in drei Siedlungszonen und zehn Landschaftszonen definiert oder aktualisiert. Bis Ende 2011 waren damit in 81,4 % der Siedlungszonen und 89,5 % der Landschaftszonen aller Gemeinden die archäologischen Zonen ausgewiesen.

Auch in diesem Jahr erhielten wir zahlreiche Meldungen von aufmerksamen Bürgerinnen und Bürgern, die sich im Fundstellenarchiv niederschlugen. All jenen aufmerksamen Sammlerinnen und Forschern, aber auch den Bauherren, Architektinnen und Bauleuten, die in diesem Jahr dazu beigetragen haben, dass archäologische und bauhistorische Befunde dokumentiert und so als kulturgeschichtliche Quellen für die Nachwelt erhalten werden konnten, sei an dieser Stelle herzlich gedankt.

Michael Schmaedecke

<

Die Karte zeigt sämtliche bekannten archäologischen Fundstellen des Kantons Basel-Landschaft (ausserhalb der Römerstadt Augusta Raurica).

Baugesuchskontrolle

Frenkendorf, Eben-
Ezerweg. Anstatt
vermuteter neolithischer
Siedlungsreste kamen
nur neuzeitliche
Entwässerungsrinnen
zutage.

Um rechtzeitig auf Eingriffe innerhalb von archäologischen Schutzzonen oder in der Nähe bekannter Fundstellen reagieren zu können, werden alle Baugesuche des Kantons kontrolliert. Wenn die Möglichkeit besteht, dass bei den Baumassnahmen archäologische Befunde zu Tage kommen, die zerstört werden könnten, erhebt die Archäologie Baselland

Einsprache gegen das Gesuch. Diese wird jedoch sofort wieder zurückgezogen, wenn die Bauherrschaft zusichert, dass die Arbeiten von der Archäologie Baselland begleitet und allfällige archäologische Befunde dokumentiert werden können. Dieses Verfahren ist im Archäologiegesetz des Kantons Basellandschaft festgelegt.



Im Jahr 2011 wurden 2293 Baugesuche kontrolliert (2010: 2560). In 79 Fällen beziehungsweise 3,4 % wurde Einsprache erhoben (2010: 94 bzw. 3,7 %) und in 77 Fällen (97,5 %) wieder zurückgezogen, nachdem die Bauherrschaft einer archäologischen Dokumentation zugestimmt hat. Bei den restlichen Einsprachen haben sich entweder die Planungsabläufe verzögert oder die Projekte wurden nicht realisiert.

Auf 40 Baustellen wurden Bodeneingriffe archäologisch überwacht, bei denen sich keine archäologischen Befunde feststellen liessen (2010: 75). Vier Fälle lösten planmässige Rettungsgrabungen durch das Grabungsteam der Archäologie Baselland aus (2010: 10). Hinzu kommen 14 Bauuntersuchungen

im Rahmen von Umbauten, wobei die Mehrzahl davon nach Übereinkunft mit der Bauherrschaft ohne Einsprache erfolgte.

Die Archäologie Baselland ist darum bemüht, dass die archäologischen oder bauhistorischen Untersuchungen zu keiner oder nur zu einer geringstmöglichen Verzögerung der Projekte führen. Deshalb erfolgten die Untersuchungen in einigen Fällen schon vor Beginn der eigentlichen Bauarbeiten. Manchmal müssen sie jedoch parallel dazu durchgeführt werden, was genaue Absprachen erfordert. Dank gutem Zusammenspiel zwischen den ausführenden Firmen und der Archäologie Baselland war es im Berichtsjahr möglich, sämtliche Untersuchungen ohne Bauverzögerungen durchzuführen.

Nachdem in den vergangenen Jahren einige Male Bauherrschaften zwar Zusicherungen abgaben, archäologische Untersuchungen zu ermöglichen, diese aber nicht einhielten, wurde die Vorgehensweise in solchen Fällen geklärt. Auf die Meldung der Archäologie Baselland hin wird nun das Bauinspektorat Strafanzeige einreichen, da dies ein Verstoß

gegen die Vorgaben der Baubewilligung und somit gegen das Raumplanungs- und Baugesetz ist. In einem Rechtsgutachten wurde auch geklärt, dass die verhängten Bussen der Archäologie zu Gute kommen.

Michael Schmaedecke

Ziefen, Hüslimattstrasse. Hier wurden mittelalterliche Siedlungsreste vermutet. Der Befund war jedoch negativ.



Dr. Erich Roost: Tierarzt und Entdecker

Gebannt lauscht eine Schulklassse den spannenden Schilderungen von Erich Roost über das Leben der Höhlenbären.

Der 90jährige Tierarzt Erich Roost aus Gelterkinden – von seinen Freunden auch «Riquet» genannt – befasst sich nebenberuflich schon seit mehr als fünfzig Jahren intensiv mit der Geschichte seiner Baselbieter Heimat. Neben seinen vielen naturbezogenen Interessen ist es vor allem die Archäo-

logie, die ihn Zeit seines Lebens begeisterte und ihn während unzähligen Stunden auf Spurensuche gehen liess. Daraus resultierten bedeutende Entdeckungen und Funde, die für die Baselbieter Archäologie wichtige Ergebnisse lieferten und zur Klärung zahlreicher offener Fragen führten. Sie haben die archäologische Geschichtsschreibung im Kanton Basel-Landschaft wesentlich bereichert.

Um einen Gesamteindruck über seine ehrenamtliche Tätigkeit zu erhalten, muss man nur in das digitale Archiv der Archäologie Baselland eintauchen. Wenn man dort als Suchbefehl den Namen «Roost» eingibt, ergeben sich nicht weniger als 175 Treffer! Es sind Fundstellen und Funde, die von Erich Roost entdeckt wurden oder bei deren Entdeckung und Bergung er massgeblich beteiligt war – wahrlich eine stolze Bilanz. Aber dessen nicht genug: Seine zeitraubenden archäologischen Forschungen hielten ihn nicht davon ab, im Jahr 1971 die später weit herum bekannte «Oberbaselbieter Ländlerkapelle» zu gründen und in diesem Kreis als Bassgeiger bei unzähligen Konzerten mitzuwirken.



Es würde den Rahmen dieses Berichtes sprengen, wollte man detailliert auf alle seine Forschungen eingehen. Deshalb seien hier – stellvertretend für viele andere – nur seine wichtigsten archäologischen Entdeckungen erwähnt. Als einer der wohl bekanntesten Fundorte ist das Bärenloch bei Tecknau/Wenslingen mit seinen zahlreichen Funden vom eiszeitlichen Höhlenbären zu nennen. Erich Roost hat sie 1962 entdeckt. In Zusammenarbeit mit der damaligen «Kommission zur Erhaltung von Altertümern» führte er bis 1968 Grabungen durch. Ausser den etwa 1800 Bärenknochen kamen dort auch einige seltene Silexwerkzeuge zum Vorschein, die vermutlich vom Neandertaler angefertigt wurden.

Ein weiterer Höhepunkt seiner Forschungen war die Entdeckung der mittelsteinzeitlichen Freilandsiedlung Zig bei Oltingen im Jahre 1964, wo er während Jahrzehnten mit geschärftem Blick die Äcker nach Funden absuchte und auch Grabungen durchführte. Diese und die ebenfalls von ihm betreute Siedlung auf der Challhöchi bei Eptingen

sind bis heute die beiden fundreichsten mittelsteinzeitlichen Freilandsiedlungen im Baselbiet. Tausende von Silexartefakten hat Erich Roost geborgen, darunter auch viele Mikrolithen, die für die etwa 7'500 bis 12'000 Jahre zurückliegende Epoche geradezu typisch sind. Die damaligen Jäger und Sammler

Schwerer Einsatz im Bärenloch 1968: Erich Roost beobachtet den fahrbaren Transportbehälter für den Grabungsschutt.



Schädel und Knochen
eines Braunbären aus
dem Schelmenloch bei
Lauwil.

benützten die «kleinen Steine» vor allem als Pfeilspitzen, denn Pfeil und Bogen war zu dieser Zeit die ideale Jagdwaffe.

Dass es sich bei einer wichtigen Entdeckung nicht immer um fundreiche Siedlungen handeln muss, zeigt ein seltenes Objekt, das Erich Roost dank

einem glücklichen Zufall fand. Als er im Jahr 2003 in Oltingen am Rande eines Ackers stand und einem Bauer bei der Ernte von Silberzwiebeln zusah, blickte er zwischendurch wie gewohnt auf den Boden vor seinen Füßen. Und siehe da, genau dort lag eine Pfeilspitze aus Silex, wie sie bisher in dieser kleinen Ausföhrung im Kanton Basel-Landschaft unbekannt war. Der Einzelfund stammt vom Ende der Jungsteinzeit, als die Menschen bereits sesshafte Bauern waren.

Einen weiteren spektakulären Fund machte Erich Roost etwa einen Monat nach der Entdeckung des Bärenlochs. Bei einer Grabung in einer anderen Höhle, dem Schelmenloch bei Lauwil, fand er wiederum zahlreiche Bärenreste, die vermutlich auf natürliche Weise – das heisst ohne Zutun des Menschen – in die Höhle gelangt waren. Diesmal handelte es sich jedoch nicht um die Knochen der längst ausgestorbenen Höhlenbären, sondern um das Skelett eines urzeitlichen Braunbären.



Eine nicht minder Aufsehen erregende Entdeckung gelang ihm 1964 in seinem Wohnort Gelterkinden. Es handelt sich dabei um eine Grube, die während der frühen Latènezeit, also etwa um 400 v. Chr., in den Boden eingetieft wurde. Sie gehörte vermutlich zu einer nahen eisenzeitlichen Siedlung. Die Grube enthielt viele Funde wie Keramikscherben, Spinnwirtel, Metallgegenstände, Tierknochen und Eierschalen vom Haushuhn. Der vorrömische Nachweis vom Haushuhn war damals eine kleine archäologische Sensation und rief sogar das schweizerische Fernsehen auf den Plan.





Allein schon diese Beispiele zeigen, wie vielfältig die Forschungen von Erich Roost waren und wie verdienstvoll seine ehrenamtliche Tätigkeit im Dienste der Archäologie war und ist. Es überrascht daher nicht, dass viele Funde und Ergebnisse aus seinen Untersuchungen Eingang in mehrere Fachpublikationen fanden, nicht zuletzt in das umfangreiche

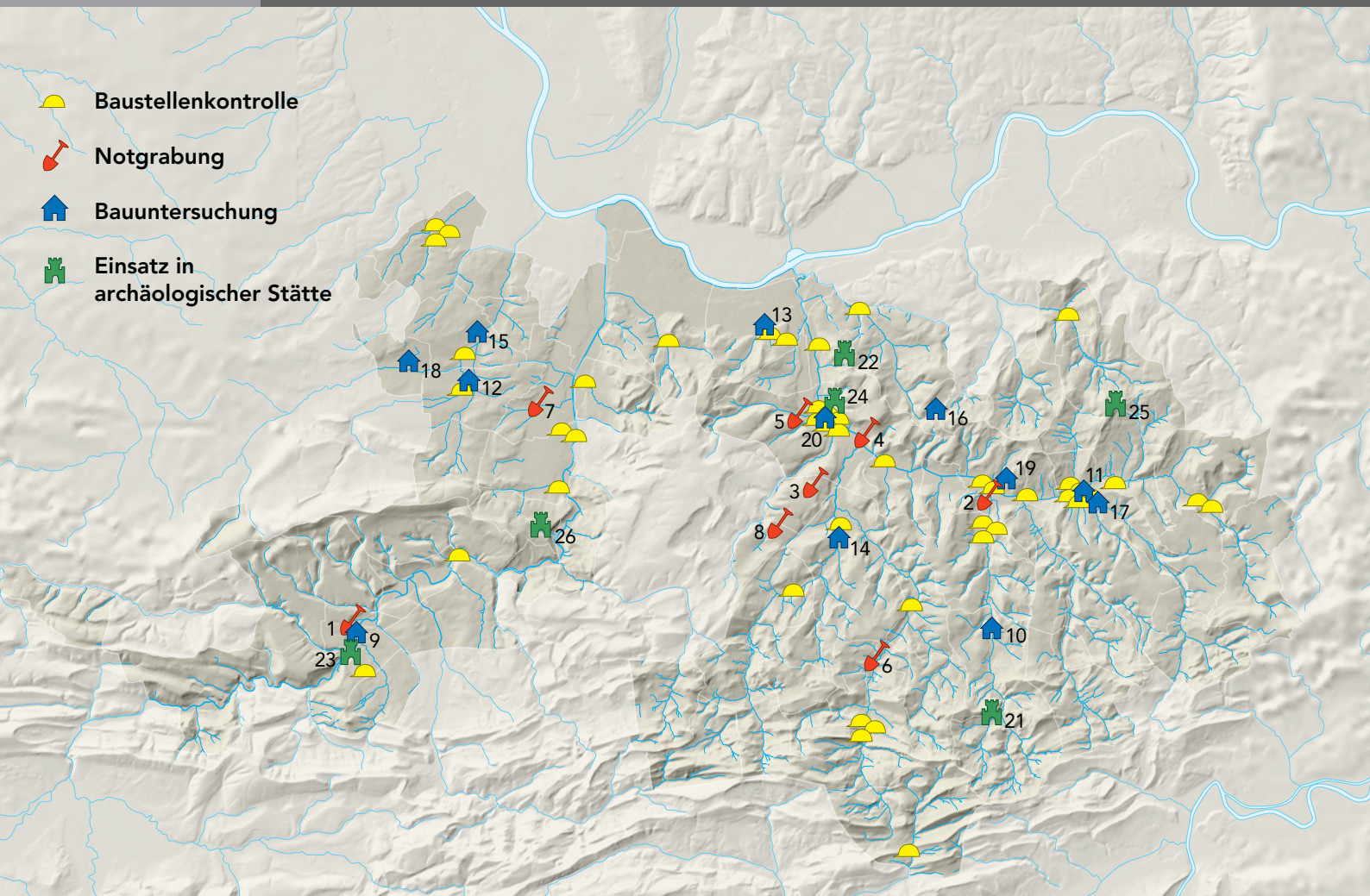
Werk «Tatort Vergangenheit», in dem 1998 mit grossem Aufwand der neueste Stand der Archäologie im Baseltbiet zusammengetragen wurde.

Bericht: Jürg Sedlmeier

Mittelsteinzeitliche
Mikrolithen und
jungsteinzeitliche
Pfeilspitze (links) aus
Oltingen: Das grösste
Stück ist 2,6 cm lang.



-  Baustellenkontrolle
-  Notgrabung
-  Bauuntersuchung
-  Einsatz in archäologischer Stätte



Grabungen und Bauuntersuchungen

Im Jahr 2011 blieben die ganz grossen Notgrabungen aus, trotz systematischer Kontrolle aller in Frage kommenden Baustellen. Dies gab uns die Gelegenheit, die «Altlasten» etwas intensiver anzugehen. So wurden zahlreiche in der Hektik des Alltags liegen gebliebene Grabungsdokumentationen archivgerecht aufgearbeitet, bisher unbearbeitete Funde gereinigt und inventarisiert, Pläne umgezeichnet usw. Parallel dazu gab es einige Interventionen im Feld, deren wichtigere im Folgenden vorgestellt werden.

Neben den Grabungen wurden in 14 historischen Gebäuden archäologische Untersuchungen durchgeführt. Im Fokus standen zwei Mühlen, drei spätgotische Steinhäuser, vier Bauernhäuser, zwei Feldscheunen, zwei Festungsobjekte und ein neuzeitliches Wohnhaus. Auch davon präsentieren wir hier eine Auswahl.

«Eine Grabung ist erst beendet, wenn sie publiziert ist». Gemäss diesem vielgehörten Leitsatz ist genau genommen keine Grabung der letzten Jahre abgeschlossen, denn auch eine Meldung im Jahresbericht ersetzt die umfassende Vorlage der ergrabenen Funde und Befunde nicht. Diese ist aber nötig, um neue Erkenntnisse in nachvollziehbarer Weise der Fachwelt und der interessierten Öffentlichkeit zu präsentieren. Ein paar Schritte in diese Richtung liessen sich 2011 erfreulicherweise in die Wege leiten. Mehr dazu findet sich im Kapitel «Auswertung und Vermittlung».

Reto Marti

<
[Wichtige Notgrabungen und Bauuntersuchungen sowie Baustellenkontrollen und Einsätze in archäologischen Stätten der Archäologie Baselland im Jahr 2011 \(vgl. die Liste auf den folgenden Seiten\).](#)

Grabungen

- 1 Laufen, Rennimattstrasse 21 (Urgeschichte)
- 2 Sissach, Köhlerweg (Urgeschichte)
- 3 Seltisberg, Im Winkel 2 (Römerzeit)
- 4 Liestal, Arisdörferstrasse (Römerzeit)
- 5 Liestal, Goldbrunnenstrasse 13 (Römerzeit, Mittelalter)
- 6 Niederdorf, Kilchmattstrasse 5 (Mittelalter)
- 7 Reinach, Therwilerstrasse 4 (Neuzeit)
- 8 Lupsingen, Alp (Moderne)

Bauuntersuchungen

- 9 Laufen, Obertor
- 10 Diegten, Hauptstrasse 84
- 11 Gelterkinden, Schulstrasse 2
- 12 Therwil, Teichstrasse, Untere Mühle
- 13 Pratteln, Hauptstrasse 66
- 14 Bubendorf, Hauptstrasse 86
- 15 Oberwil, Bottmingerstrasse 74
- 16 Hersberg, Olsbergerhof
- 17 Gelterkinden, Tecknauerstrasse 17
- 18 Biel-Benken, Strehlgasse 2
- 19 Sissach, Feldscheune Kienberg
- 20 Liestal, Brunnwegli

Einsätze in archäologischen Stätten

- 21 Eptingen, Riedfluh
- 22 Füllinsdorf, Altenberg
- 23 Laufen, Ziegelscheune
- 24 Liestal, Burghalden
- 25 Ormalingen, Farnsburg
- 26 Pfeffingen, Schloss

Baustellenkontrollen

Aesch, Neuhofweg 27	Maisprach, Klostergasse 7
Allschwil, Muesmattweg 3	Münchenstein, Dillackerstrasse
Allschwil, Spitzwaldstrasse	Muttenz, Fröscheneckweg
Allschwil, Binningerstrasse 207	Nenzlingen, Bollegarte
Arlesheim, Weidenhofweg	Oberdorf, Wintenbergweg
Arlesheim, Finkelerweg 34	Oberdorf, Zinsmattweg 23
Böckten, Hauptstrasse 5	Oberdorf, Zinsmattweg 14
Bubendorf, Krummackerstrasse	Oberwil, Langegasse 61
Füllinsdorf, Unterer Rainweg 17	Ormalingen, Baumgartenweg
Gelterkinden, Ischlagweg (5 Etappen)	Pratteln, Lohagstrasse 14
Giebenach, Marksteinweg 11	Pratteln, Krummeneichstrasse 3
Hölstein, Ahornweg	Reinach, Rainenweg
Langenbruck, Römerstrasse 3	Rothenfluh, Kirchhofweg (2 Etappen)
Lausen, Römerstrasse 15	Sissach, Schwarzmatt 3
Liestal, Wiedenhubstrasse 49	Sissach, Bützenenweg
Liestal, Frenkendörferstrasse 15b	Therwil, Vorderbergweg 3
Liestal, Rheinstrasse	Wahlen, Bifangweg
Liestal, Ostenbergstrasse	Ziefen, Hüslimattstrasse 1
Liestal, Wasserturmplatz	Zunzgen, Steinenweg (2 Etappen)
Liestal, Bücheli	Zunzgen, Inselweg

Laufen, Rennmattstrasse: Hinweise auf eine bronzezeitliche Siedlung

Laufen,
Rennmattstrasse.
Mustafa Uslu birgt
Keramikfragmente aus
der Baugrubenwand.

An der Rennmattstrasse 21 und 23 in Laufen begann man im Frühling 2011 mit dem Bau von Mehrfamilienhäusern. Nach dem Aushub fiel dem Bauherrn Guido Vogel an einer Stelle der Baugrubenwand eine dunkle, holzkohlehaltige Schicht auf, worauf die Archäologie Baselland informiert wurde.

Die anschliessende Untersuchung des Befundes zeigte, dass es sich bei der holzkohlehaltigen Schicht um eine grössere, muldenartige Eintiefung handelte, die deutlich in den dort anstehenden Birsschotter eingriff. Ein flächiger Abbau war leider nicht mehr möglich. Immerhin gelang es jedoch, einige Keramikfragmente aus der dunklen Schicht in der Baugrubenwand zu bergen.

Die grobe, handgeformte Keramik ist eindeutig prähistorischen Ursprungs. Eine genauere zeitliche Einordnung erlaubten die kleinen, unverzierten Fragmente jedoch nicht. Mehr Klarheit brachte schliesslich die C14-Analyse eines Holzkohlefragments aus der Fundschicht. Das Alter liess sich auf rund 3200 Jahre bestimmen, was einer Datierung in



die mittlere Bronzezeit entspricht. Die muldenförmige Eintiefung dürfte zu einer nahen bronzezeitlichen Siedlung gehört haben, von deren Existenz man erst seit dieser Untersuchung weiss. Im näheren Umkreis sind bisher keine weiteren Fundstellen aus dieser Epoche bekannt.

Für die Entdeckung und Meldung der neuen Fundstelle sei an der Stelle Guido Vogel, Adrian Schmidlin und Jürg Sedlmeier herzlich gedankt.

Bericht und örtliche Leitung: Jan von Wartburg
Mai 2011

Die muldenförmige, stark holzkohlehaltige Eintiefung ist hinter dem Schnurgerüst gut zu erkennen.





Sissach, Köhlerweg.
Die dunkle, holzkohle-
haltige Schicht ist in
der Baugrubenwand
gut zu erkennen.

Sissach, Köhlerweg: kleiner Einblick in eine urgeschichtliche Landschaft

Im Bereich der spätbronzezeitlichen Fundstelle Kulmacker begleitete die Archäologie Baselland den Aushub für ein Mehrfamilienhaus. Die Fundstelle liegt direkt neben dem Schulhaus Tannenbrunn. Beim Aushub legte der Bagger eine dunkle Schicht frei, die sich vor allem in den Baugrubenwänden deutlich abzeichnete.

Die Schicht enthielt regelmässig verteilt Fragmente prähistorischer Gefässkeramik und einen halben Spinnwirtel. Diese Funde deuten auf eine nahe, prähistorische Siedlung hin, von der bereits in den 1930er Jahren Objekte zum Vorschein gekommen waren, die man aber nie genau lokalisieren konnte. Der geringe Fundanfall zeigt, dass auch die aktuelle Untersuchung nicht im Zentrum der Siedlung liegt. Es wurden auch keine klaren Gebäudestrukturen entdeckt. Interessant ist ein geoarchäologisches Gutachten von Philippe Rentzel, das klären sollte, ob die wenigen im anstehenden Schotter sichtbaren Eintiefungen menschlichen Ursprungs sind:

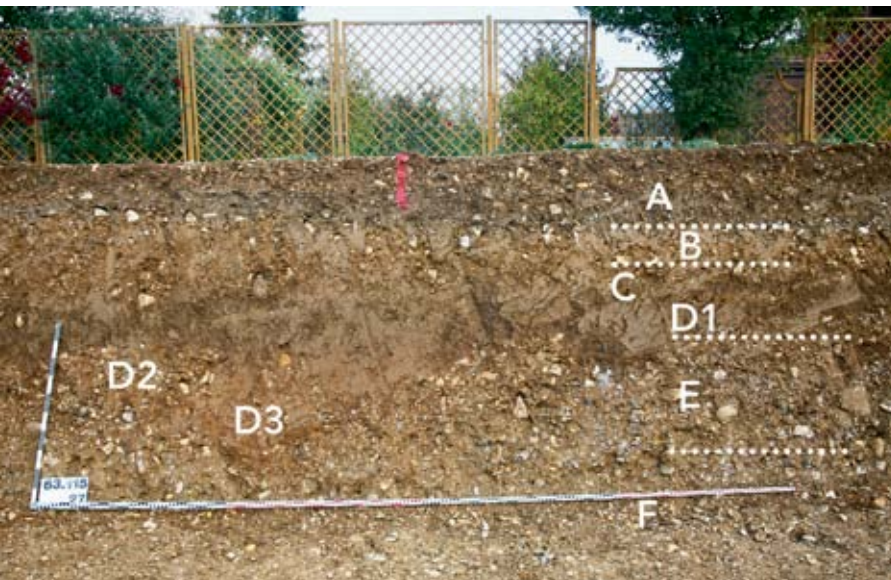
Die Oberfläche des vermutlich eiszeitlich entstandenen Talschotters war ursprünglich unregelmässig: Es gab Senken, Mulden und Kuppen. Im Bild sichtbar ist eine natürlich entstandene Mulde, in der sich – ausgelöst durch nacheiszeitliche Überschwemmungen – ein Auenlehm gebildet hat. Nach dem

So könnte das Diegertal in urgeschichtlicher Zeit, vor Beginn der intensiven landwirtschaftlichen Nutzung, ausgesehen haben.



Ende der Überschwemmungen erfolgt im immer noch unebenen Gelände eine erste Bodenbildung. Auf diesem Boden findet eine prähistorische Begehung statt. Einzelne kleine, meist steilwandigere Eintiefungen im Schotter könnten auf eine Siedlungsaktivität hindeuten. Zu einem Zeitpunkt nach der Bronzezeit scheint es zu grösseren Bodenbe-

wegungen gekommen zu sein, bei denen die noch vorhandenen Kuppen erodierten und die Mulden aufgefüllt wurden. Ein solches Ausnivellieren könnte durch Ackerbau verursacht sein. Anschließend lagerte sich ein dunkles Schwemmmaterial mit prähistorischen Funden ab. Dieses vom westlich gelegenen Hang abgespülte Sediment bildete die deutlich sichtbare Fundschicht. Ein Niveau mit grösseren Steinen zeugt von einem Unterbruch dieser Ablagerung. Erst zu einem späteren Zeitpunkt lagert sich eine weitere Schwemmschicht ab,



Typische Schichtabfolge in der nördlichen Baugrubenwand

(nach Philippe Rentzel).

- A moderne Auffüllung
- B jüngere Schwemmschicht (Kolluvium)
- C Niveau mit grösseren Steinen
- D1 älteres Kolluvium
- D2 natürlich entstandene Kuppen
- D3 natürlich entstandene Mulden
- E eiszeitlicher Talschotter
- F eiszeitlicher Talschotter

die aber keine prähistorischen Funde mehr enthält. Diese Schicht wurde dann in jüngerer Zeit durchpflügt. Das Ganze ist überdeckt von einer modernen Auffüllung, die erst im Zuge der aktuellen Bauarbeiten abgelagert wurde.

Siedlungsspuren finden sich also höchstens in Form von vereinzelt, kleinen Gruben. Die meisten prähistorischen Funde stammen aus einer Erosionsschicht, was auf eine Siedlung im Bereich der westlich der Baugrube liegenden Flur Metzenholden schliessen lässt.

Die grösseren, natürlich entstandenen Mulden hingegen zeigen, dass die Landschaft in prähistorischer Zeit viel stärker modelliert war als heute. Erst der Ackerbau sorgte schliesslich für die ausnivellierten Oberflächen, die wir uns heute gewohnt sind. Eine vergleichbare Beobachtung gelang vor zwei Jahren am Beispiel der Rheinterrasse in der Grabung Prateln-Kästeli (vgl. Jahresbericht 2009, 34 ff.): Dort wurde das in prähistorischer Zeit ebenfalls stark

reliefierte Gelände bei der Anlage eines römischen Gutshofes eingeebnet.

Bericht und örtliche Leitung: Jan von Wartburg
Bodenkundliche Analysen: Philippe Rentzel, IPNA
Universität Basel
November 2011

Einer der wenigen Funde: das stark verwitterte Fragment eines Spinnwirtels. Solche Wirtel dienten als Schwungrad einer Handspindel.



Seltisberg,
Im Winkel.
Die mächtige
Fundamentgrube
im Gebäudeinnern
des kleinen Neben-
gebäudes zeichnet
sich nach dem
Herausnehmen der
Kalkbruchsteine
deutlich ab.



Seltisberg, Im Winkel 2: dem Herrenhaus des römischen Gutshofs auf der Spur?

Im Sommer löste der Bau eines Wohnhauses eine rund 300 Quadratmeter grosse Notgrabung aus, die vor dem eigentlichen Baubeginn durchgeführt werden konnte.

Der römische Gutshof «Im Winkel» ist seit dem 19. Jahrhundert bekannt. In den letzten Jahrzehnten untersuchte die Archäologie Baselland immer wieder kleinere Flächen des Villenareals. Aufgrund von früheren Funden war auch am neuen Ort mit römischen Überresten zu rechnen. Die Dichte der schliesslich ausgegrabenen Siedlungsreste aus dem 1. und 2. Jahrhundert nach Christus überraschte aber trotzdem. Die Grabung fügt dem immer noch undeutlichen Gesamtbild der römischen Anlage in Seltisberg ein weiteres, wichtiges Mosaikstück hinzu.

Im Laufe der Ausgrabung wurden die Fundamente zweier römischer Gebäude erfasst. Das kleinere – aufgrund seiner Masse sicherlich ein Nebengebäude – lag im Südteil des Grabungsfeldes. In seinem Innern war ursprünglich ein massives, annähernd quadratisches Fundament im Boden eingelassen. Weder

benachbarte Befunde noch Fundobjekte aus der näheren Umgebung gaben einen Hinweis, was auf diesem mächtigen Unterbau stand. Gut vorstellbar ist, dass auf diesem Fundament eine Obst- oder Weinpresse stand. Solche Befunde sind vor allem aus dem deutschen Moselgebiet gut bekannt. Römischer Weinbau ist in Seltisberg nicht auszuschliessen,

Nach dem Entfernen des Humus sind die ersten römischen Befunde bereits zu erkennen. Im Hintergrund der prächtige Blick in den Jura.



Das massive Fundament
des Wohnbaus mit dem
rechts anschliessenden
Kellerboden aus
natürlich anstehenden
Kalksteinen.

denn auch in jüngerer Zeit ist er an diesem Ort
belegt.

Das grössere Gebäude lag im Norden der Grabung.
Von ihm wurden lediglich das massive Fundament
der Südmauer sowie die Südostecke des Gebäudes

ausgegraben. Aufgrund der imposanten Masse des
Fundaments dürfte es sich bei diesem Gebäude um
einen mehrstöckigen, wohl ziegelgedeckten Wohn-
bau gehandelt haben. Nördlich des Fundaments
schloss ein Keller an. Die im anstehenden Unter-
grund vorhandenen, plattigen Kalksteine wurden
dabei geschickt als natürlicher Kellerboden verwen-
det. Der gesamte Keller wurde nach der Aufgabe des
Gebäudes mit Bauschutt gefüllt. In diesem Schutt
fanden sich – nebst unzähligen Dachziegeln – auch
Fragmente von bemaltem Wandverputz, was auf ei-
nen gehobenen Wohnstandard schliessen lässt. Gut
möglich also, dass wir hier einen Teil des Herren-
hauses angegraben haben.

Die Ostflucht der beiden Gebäude wurde durch
eine wenig tief fundamentierte Mauer verbunden.
Leider war die Grabungsfläche zu klein, um ein-
deutig nachweisen zu können, dass es sich dabei
um die Umfassungsmauer des Gutshofes handelte.
Von vergleichbaren Anlagen ist jedoch bekannt, dass
Wohn- und Nebengebäude häufig entlang der Um-
fassungsmauer erstellt wurden.





Übersicht über die Befunde der Ausgrabung «Im Winkel».

- Grabungsgrenze 2011
- Mauern erhalten
- Mauern ergänzt
- Mauer fraglich
- Grube/Graben erhalten
- Grube/Graben ergänzt
- Grube/Graben fraglich
- Planie
- Planie ergänzt
- Störungen

Die Silbermünze (Denar) des Vitellius, geprägt 69 n. Chr., wurde im Bereich des Wohnbaus gefunden.

Ein weiteres römerzeitliches Fundament verlief vom Nordwestende des Nebengebäudes bis zur Südmauer des Hauptgebäudes. Dieses geringe Fundament könnte zu einer Gartenmauer gehört haben, die den offenen Bereich zwischen den beiden Gebäuden abtrennte.



Aus der Römerzeit haben sich ausserdem im Westen des Grabungsareals zwei grössere Gruben erhalten. Ihre Verfüllung enthielt einen hohen Schlackeanteil, was auf Eisenverarbeitung in der Umgebung schliessen lässt. Interessant ist ein relativ breiter, annähernd Nord-Süd verlaufender Graben: Er ist älter als der grosse Wohnbau und könnte zu einer Parzellierung des Geländes gehören, die zu Beginn der römischen Besiedlung angelegt wurde. Ähnlich früh angelegte römerzeitliche Gräben sind auch von anderen Gutshofarealen bekannt, etwa aus Pratteln-Kästeli (siehe S. 164 ff.) oder MuttENZ-Brühl (Jahresbericht 2010, 30 ff.).

Zu welchem Zeitpunkt die Römer die Siedlung in Seltisberg aufgaben, ist noch unklar. Funde aus dem 3. Jahrhundert nach Christus fehlen in der neuen Grabung. Ganz in der Nähe fand Kurt Rudin 1992 eine kleine Bronzemünze aus der zweiten Hälfte des 4. Jahrhunderts. Solche Funde sind auf dem offenen Land selten und in der Regel ein Hinweis,

dass die betreffende Siedlung die einschneidenden Krisen des 3. und 4. Jahrhunderts überwunden hatte. Bemerkenswert ist in diesem Zusammenhang die kleine Wandscherbe eines Knickwandtopfes mit Stempeldekor. Sie gehört ins spätere 6. Jahrhundert und lässt vermuten, dass das Gutshofareal auch im Frühmittelalter noch in irgendeiner Weise genutzt wurde. Aus dem 16. und 18. Jahrhundert gibt es zudem Meldungen von frühmittelalterlichen Mauergräbern auf dem «Galmshügel» rund 300 Meter östlich der neuen Fundstelle.

Mittelalterliche Spuren fehlen bisher. Erst in der Neuzeit lässt sich wieder eine Bautätigkeit auf der Parzelle feststellen. Im Nordosten der Grabung wurde die Ecke eines gemauerten Kellers freigelegt, dessen Mauern bereits die gleiche Orientierung wie die aktuelle Bebauung aufweisen. Direkt daneben zeigen Pfostengruben einen Holzbau – möglicherweise einen Schuppen – an, ebenfalls mit derselben

Ausrichtung wie der Keller. Beide dürften im 19. Jahrhundert noch genutzt worden sein.

Bericht: Jan von Wartburg, Reto Marti
Örtliche Leitung: Jan von Wartburg
Juni bis Juli 2011

Führung für den Verein «Tatort Vergangenheit»: Kurt Rudin (Mitte) bringt sein reiches Wissen über die Ortsgeschichte ein.



Liestal, Arisdörferstrasse: römische Wasserleitung in schwierigem Baugrund

Liestal, Arisdörferstrasse. Im Vordergrund ist gut zu erkennen, wie die talseitige Mauer abrutschte und dabei in mehrere Teile zerbrach.

Die geplante Erweiterung des Alters- und Pflegeheims Brunnmatt löste eine Ausgrabung aus, die im Winter 2010/11 vor Beginn der Bauarbeiten durchgeführt wurde. Dank einer Grabung von 1999 direkt westlich der zu untersuchenden Parzelle war bereits bekannt, dass die römische Wasserleitung in diesem Abschnitt noch erhalten war.

Insgesamt wurden rund 23 Meter der Wasserleitung freigelegt und dokumentiert. Das Gewölbe des Bauwerks war nirgends mehr vorhanden. Die Kanalsohle sowie ein Teil der berg- und der talseitigen Mauer waren jedoch noch in gutem Zustand. Beim etappenweisen Freilegen von Westen nach Osten kam es in Mitte der Parzelle zu einer Überraschung: Innerhalb eines Meters verschwand die Wasserleitung komplett. Die letzten erhaltenen Reste waren hangabwärts verschoben. Diese deutete auf einen Erdbeben hin, der die Wasserleitung mit ins Tal riss.

Der hinzugezogene Geoarchäologe Philippe Rentzel stellte fest, dass sogar zwei zeitlich auseinanderliegende Rutschereignisse stattgefunden hatten, welche die römische Wasserleitung schliesslich komplett zerstörten. Der Opalinuston, der in der Flur Brunnmatt ansteht, gilt als rutschgefährdet und bildet häufig Quellaustritte. Die römischen Ingenieure waren sich des schwierigen Baugrunds durchaus bewusst, wie die massiv verstärkte bergseitige Fundamentierung der Wasserleitung zeigt. Gegen eine Rutschung im Ausmass, wie es auf der Ausgrabung angetroffen wurde, konnte jedoch auch die beste



Grundlage nichts ausrichten. Die in Bewegung geratene Hangpartie war so breit, dass die Leitung bis zum östlichen Parzellenende auf einer Länge von 12 Metern nicht mehr zum Vorschein kam.

Da keine Spuren von Reparaturen oder gar eines Neubaus der Wasserleitung entdeckt wurden, dürf-

ten die Erdrutsche in spät- oder nachrömischer Zeit stattgefunden haben.

Bericht und örtliche Leitung: Jan von Wartburg
Bodenkundliche Analysen: Philippe Rentzel, IPNA
Universität Basel
Dezember 2010 bis Januar 2011

Sarah Hänggi gräbt bei winterlichen Verhältnissen, Heizlüfter verhindern das Gefrieren des Bodens. Rechts der Leitungsabbruch.



Liestal,
Goldbrunnenstrasse.
Die Grabung im
römischen Villenareal
fand zum Teil bei
sehr winterlichen Ver-
hältnissen statt.
Hier dokumentiert
Susanne Afflerbach
eine mittelalterliche
Grube.



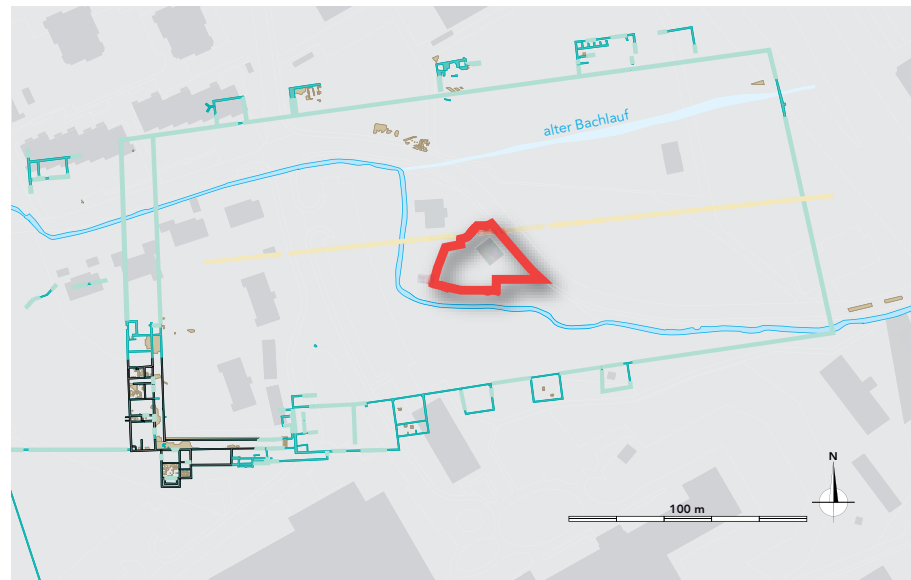
Liestal, Goldbrunnenstrasse 13: Neues aus Munzach

Der bevorstehende Bau eines Mehrfamilienhauses führte im Winter 2011 zu einer vorgezogenen Ausgrabung an der Goldbrunnenstrasse. Da die Parzelle im Areal der römischen Villa Munzach liegt, hatte die Archäologie Baselland bereits im Jahr 2007 vor Ort eine Sondierung vorgenommen (Jahresbericht 2007, 56 ff.).

Die Sondierung sollte abklären, wie viele archäologische Strukturen im Boden noch erhalten geblieben waren. Es fanden sich jedoch nur sehr wenige Spuren aus der Römerzeit, was sicherlich auch mit der Lage der Parzelle mitten im landwirtschaftlichen Bereich (*pars rustica*) der Villa zu tun hatte. Die dort zu vermutenden Gärten und Äcker hinterliessen kaum archäologisch fassbare Spuren. Hingegen stiess man im Laufe der Sondierung auf Reste des mittelalterlichen Dorfes Munzach, das im Anschluss an die römische Besiedlung am gleichen Ort entstand. Dieses Dorf existierte bis ins 13. Jahrhundert und wurde dann zugunsten des aufstrebenden Städtchens Liestal aufgegeben.

Die neue, rund 800 Quadratmeter grosse Ausgrabung bestätigte die Resultate der Sondierung von 2007: Die Zahl der mittelalterlichen Befunde überstieg diejenige der römischen deutlich. Erstmals seit über 40 Jahren konnten somit wieder Siedlungsspuren des Dorfes Munzach dokumentiert werden.

Die Lage der Grabung im Wirtschaftsteil des römischen Gutshofs.



Übersicht über das
Grabungsgelände.
Der Rösernbach fließt
heute im Vordergrund.

Zuletzt haben archäologische Untersuchungen im Jahr 1967, vor dem geplanten Aushub für den Bau des Schwesternhauses des Kantonsspitals, Reste der mittelalterlichen Bebauung zu Tage gefördert.

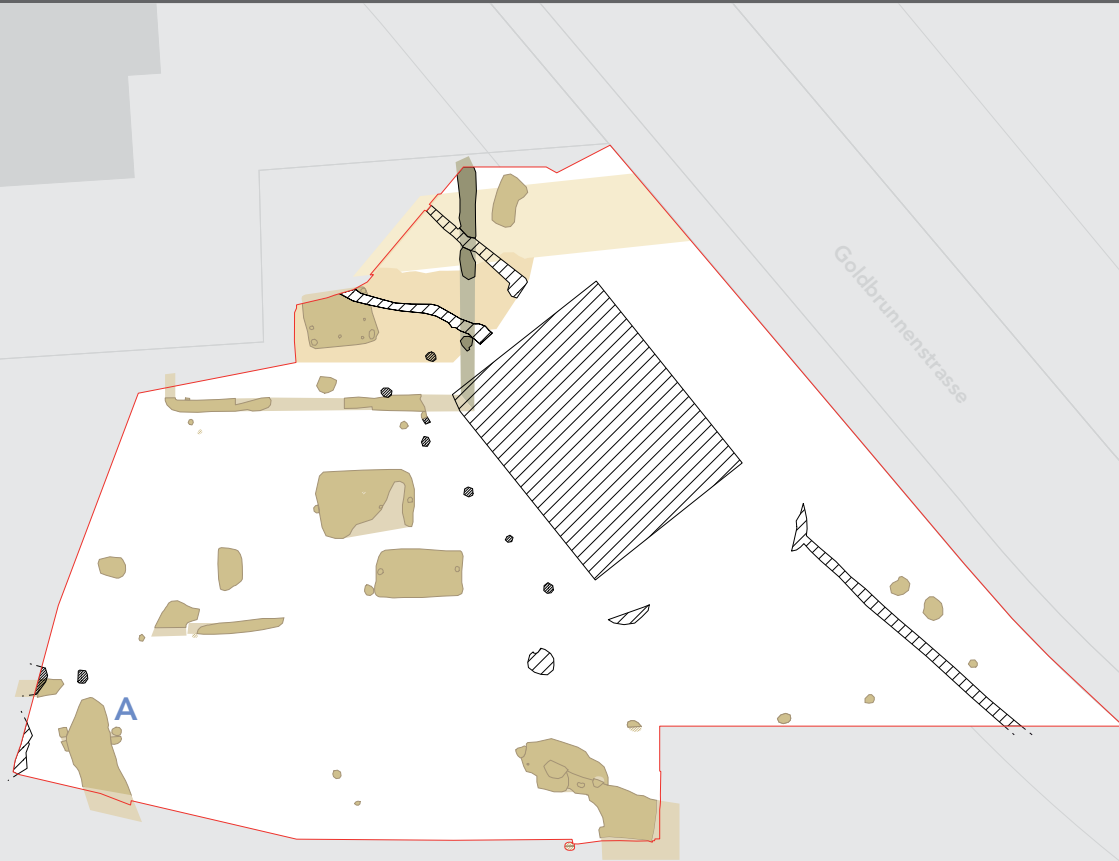
Insgesamt konnten die Reste von vier Grubenhäusern aus dem Hochmittelalter freigelegt und doku-

mentiert werden. Dieser Gebäudetyp bestand aus einer 30–80 Zentimeter tiefen Grube, halbhoher Seitenwänden und einem Dach. In solchen Halbkellern wurde hauptsächlich gewoben, denn in der kühlen, feuchten Luft blieben pflanzliche Textilfasern länger geschmeidig.

Die Funde aus den Verfüllungen der Grubenhäuser gaben indes keinen konkreten Hinweis auf Textilverarbeitung. Die Ausgräber fanden aber – neben Tierknochen – Fragmente von Gefässkeramik, die einen Teil der Grubenhäuser in das 11./12. Jahrhundert datiert.

Von ebenerdigen Holzbauten fanden sich nur noch die Pfostenstellungen in Form von dunklen, runden Verfärbungen im Boden. Da viele dieser Strukturen keine aussagekräftigen Funde enthielten, können sie nicht sicher datiert werden. Dasselbe gilt für zwei kleinere, grabenartige Strukturen im Westteil der Grabung.





Goldbrunnenstrasse

A

Rösernbach

10 m



Übersicht über die Befunde der Ausgrabung an der Goldbrunnenstrasse. Der mögliche Standort des Wasserrads ist mit «A» gekennzeichnet.

- Grabungsgrenze 2011
- Grube/Graben erhalten
- Grube/Graben ergänzt
- Grube/Graben fraglich
- Strasse/Planie
- Strasse/Planie ergänzt
- Störung

Interessant ist ein tiefer, ursprünglich mit Holz ausgekleideter Graben in der Südwestecke des Areals, der aufgrund von Funden ebenfalls aus dem Mittelalter stammt. Es ist zu vermuten, dass weiter oben Wasser aus dem nahen Rösernbach abgezweigt und durch diesen Graben geleitet wurde. Im Nordteil des Grabens fanden sich links und rechts Stand-

spuren von Pfosten, die ein Wasserrad getragen haben könnten. Es ist deshalb denkbar, dass hier eine einfache Mühle stand. Dazu passt der Fund eines Mühlsteinfragments aus der Grabenverfüllung.

In die Römerzeit gehört eine ausplanierte Fundschicht im Norden der Grabung, die direkt über dem anstehenden Boden lag. Die Fundschicht brach gegen Norden plötzlich ab. Die genauere Untersuchung des Bereichs ergab, dass ein rund drei Meter breites, dünnes Kiespaket die Fundschicht begrenzte. Der Kies könnte zu einer römischen Zufahrtsstrasse gehören, die schon in früheren Grabungen beobachtet wurde und in der Mittelachse



Auf der Grabungsfläche zeichnet sich rechts deutlich die dunkle Verfüllung eines Grubenhauses ab. Links sind eine kleinere Grube sowie ein Graben zu erkennen.

>
Mark Vine in der wohlverdienten Mittagsruhe.

auf das Herrenhaus der Villa zulief. Leider enthielt das Kiespaket keine Funde, die eine genauere Datierung erlaubt hätten.

Ein Fundament aus Kalkbruchsteinen im selben Bereich stammt aufgrund seiner Lage und Orien-

tierung sowie aufgrund von Funden in die Neuzeit. Die Mauer könnte zu einem neuzeitlichen Gehöft gehört haben.

Bericht und örtliche Leitung: Jan von Wartburg
November und Dezember 2011

[Blick auf die Verfüllung des Grabens, durch den das Wasser wieder in den Rößernbach zurück geleitet wurde.](#)



Niederdorf, Kilchmattstrasse 5: auf der Suche nach mittelalterlichen Gräbern

Niederdorf,
Kilchmattstrasse. Zivi
Andreas Callierotti
auf der Suche nach
mittelalterlichen
Gräbern.

Die Flur Kilchmatt in Niederdorf ist eine wichtige archäologische Fundzone, weshalb vor dem Neubau des Gemeindezentrums das betroffene Areal untersucht werden musste. Diverse Epochen haben hier ihre Spuren hinterlassen. Bereits im 19. Jahrhundert wurden Funde gemacht, die auf eine römische Besiedlung des Areals hindeuten. Eine genaue Lokali-

sierung römischer Gebäude ist bis heute allerdings nicht gelungen.

Wahrscheinlich wurde der Siedlungsplatz über die Römerzeit hinaus genutzt, und aus der Villa entstand ein mittelalterliches Dorf. In den 1930er und 1940er Jahren wurden bei diversen Bauarbeiten im Gebiet um das Schulhaus nebst fundreichen, römischen Kulturschichten auch Gräber aus dem Mittelalter entdeckt. Sie gehörten zu einem Friedhof, der sich um die aus Schriftquellen bekannte mittelalterliche Kapelle St. Niklaus erstreckte.

Reste dieser Kapelle wurden 1957/1958 ausgegraben. Sie gehörte – zusammen mit weiteren Gotteshäusern in Hölstein, Lampenberg, Waldenburg und Langenbruck – zur wichtigen Talkirche St. Peter in Onoldswil, die heute noch zwischen Nieder- und Oberdorf steht. Der Vergleich mit ähnlichen Bauten legt nahe, dass die Kapelle aus dem frühen Mittelalter stammt und bis zur Reformation genutzt wurde. In nachreformatorischer Zeit hat man sie zum Wohnhaus umgewandelt, bevor das Gebäude im 17. Jahrhundert einer Feuersbrunst zum Opfer fiel



und nicht wieder aufgebaut wurde. 1973 und 2004 wurden direkt nördlich der Kapelle weitere, mehrheitlich beigabenlose Gräber erfasst. In einem Grab fanden die Ausgräber jedoch einen Keramiktopf, der das Grab ins 11. Jahrhundert datiert.

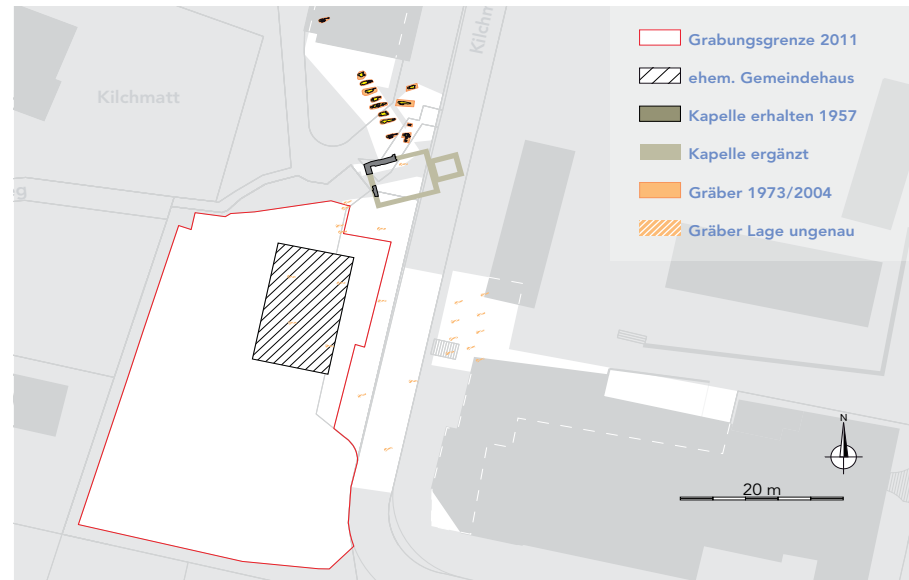
Aufgrund der archäologischen Vorgeschichte und der Nähe des Bauprojekts zur St. Niklaus-Kapelle waren die Erwartungen an die Kampagne gross. In der knapp 1300 Quadratmeter grossen Grabungsfläche fand sich jedoch kein einziges Grab. Nördlich des zum Zeitpunkt der Grabung noch bestehenden Gemeindehauses war der Boden durch moderne Eingriffe dermassen durchwühlt, dass menschliche Knochen nur noch als Fragmente im Boden erhalten blieben. Südlich und westlich des Gemeindehauses waren die Bodenschichtungen zwar intakt, doch wurden dort offenbar keine Bestattungen angelegt, vielleicht wegen der Steilheit des gegen Osten abfallenden Hanges.

Siedlungsspuren waren – nebst Lesefunden aus Römerzeit, Mittelalter und Neuzeit – nur in Form von drei Gruben feststellbar. In einer fanden sich prä-

historische Keramikfragmente. Dieser bislang älteste Befund gibt einen Hinweis auf eine mögliche vorrömische Besiedlung des Areals.

Bericht und örtliche Leitung: Jan von Wartburg
Mai 2011

Übersichtsplan der mittelalterlichen Grabfunde um die Kapelle. Die Grabfunde vor 1973 sind nur schematisch kartiert.



Reinach, Therwilerstrasse 4: ein neuzeitlicher Keller aus dem alten Dorf

Reinach, Therwilerstrasse. Der Kellerrest nach der Freilegung, mit Bauschutt auf dem Kellerboden und unterster Treppenstufe.

Während einer routinemässigen archäologischen Baustellenbegleitung an der Therwilerstrasse wurde am südlichen Baugrubenende ein Mauerabschnitt festgestellt. Der nur rund 3,5 Meter lange Gebäuderest wurde daraufhin freigelegt und dokumentiert. Rasch war klar, dass es sich um die Mauern eines Kellerabgangs handelt, der nicht zum kurz vorher

abgerissenen Wohnhaus gehörte, sondern zu einem älteren, längst nicht mehr existierenden Gebäude.

Die Mauer war aus unregelmässigen Kalkbruchsteinen geschichtet. Stellenweise waren Stücke von Biberschwanzziegeln als Ausgleichsschichten eingebaut. Dies und das Fundmaterial aus dem gestampften Lehm Boden des Kellers – darunter Fragmente von Tabakpfeifen und glasierter Bauernkeramik – belegen die neuzeitliche Errichtung und Nutzung des Raumes.

Der Keller gehörte wohl zum direkten Vorgänger des nun abgerissenen Wohnhauses. Aufgrund der Brandlagerakten des Staatsarchivs lässt sich die Geschichte dieses älteren Gebäudes gut rekonstruieren.



>
Detail der Lichtnische neben der Kellertreppe mit einem Russfleck, den die Kerze oder Talglampe hinterlassen hat.

Es war sicherlich vor 1816 erbaut worden. Im Jahre 1828 erweiterte der damalige Besitzer, der Bauer Nikolaus Kilchherr, sein Haus um einen Keller – möglicherweise um den nun entdeckten. 1909 brannte das mit Ziegeln gedeckte, zweistöckige Wohnhaus mit Stallungen komplett ab. Beim anschliessenden Bau des neuen Hauses wurde der alte, mit Balken

gedeckte Keller grösstenteils zerstört. Nur ein kleiner Rest verblieb direkt neben der Therwilerstrasse im Boden und wurde erst im Jahr 2011 wieder sichtbar.

Bericht und örtliche Leitung: Jan von Wartburg
August 2011

Jan von Wartburg legt
den Kellerabgang frei.





Lupsingen, Alp.
Zivi Andreas
Callierotti, Alessandro
Mastrovincenzo und
Mustafa Uslu schneiden
einen vermeintlichen
Grabhügel an.

Lupsingen, Alp: Käse statt Fürst

Paul Hollinger aus Lupsingen machte uns im Januar 2011 auf mehrere Steinhügel auf der Hochebene der Flur «Alp» aufmerksam. Die deutlich sichtbaren, bis zu 1,5 Meter hohen und unterschiedlich geformten Steinhaufen sind sogar auf dem digitalen Geländemodell der Swisstopo zu erkennen.

Einige der mindestens zwanzig Steinhügel erinnern aufgrund ihrer annähernd runden Form an Grabhügel. Bei dieser Bestattungsform wurde über der Bestattung ein Erdhaufen aufgeschichtet, der das Grab weitem sichtbar machte. Bei besonders grossen und bedeutenden Anlagen spricht man gelegentlich sogar von eigentlichen «Fürstengräbern». Im Kanton Baselland sind einfachere Grabhügel der Hallstatt- und Latènezeit etwa aus Muttenz und Pratteln bekannt.

Dank dem Entgegenkommen des Landbesitzers Timo Biedermann wurde eine Sondierung möglich, die abklären sollte, um was es sich bei diesen

Steinhügeln wirklich handelt. Dazu wurde ein besonders deutlicher und runder Steinhügel ausgesucht und von Hand angegraben.

Die Ausgräber entfernten viele locker geschichtete Kalkbruchsteine unterschiedlicher Grösse. Reste

Vor der Grabung: Die Steinhaufen heben sich deutlich vom ebenen Waldboden ab.

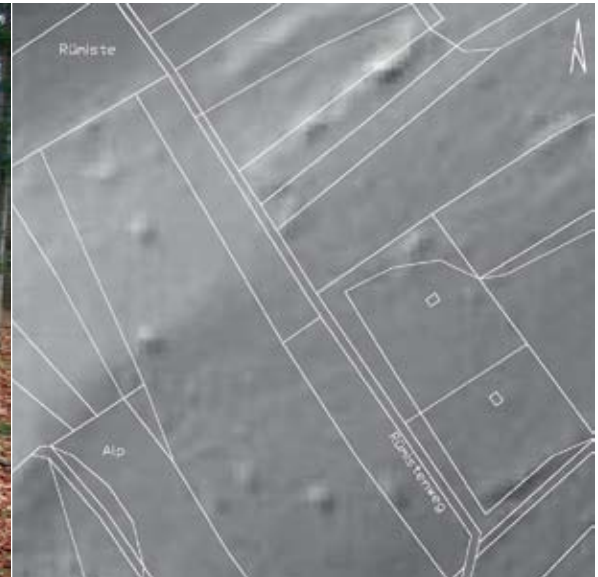


Einige der Haufen
sind rund, andere –
wie dieser – länglich
geformt.

von Gräbern kamen keine zum Vorschein – dafür moderne Funde, die zwischen den Steinen lagen. Zwei Dosendeckel wurden später als Behältnis für «Panzerkäse» des Schweizer Militärs identifiziert. Gemäss der Information von Martin Dudle-Ammann von der Stiftung Historisches Material der

Schweizer Armee dürften die gefundenen Deckel aus den 1960er-Jahren stammen.

Die Erdhügel sind folglich modern. Es handelt sich um Lesesteinhaufen, gebildet aus eingesammelten Steinen der umliegenden Äcker. Gemäss der Aus-



kunft von Herrn Biedermann, der selbst noch als Bub beim Steinesammeln mitgeholfen hatte, wurden dabei mittels Einachser auch Steine von weiter entfernten Äckern hierher transportiert. Diese Aussage erklärt auch die beeindruckende Ansammlung von Steinhäufen in der Umgebung, die kaum nur aus Steinen der direkt benachbarten Äcker bestehen können.

Was den «Panzerkäse» betrifft: Er wird wohl als Stärkung beim anstrengenden Steinesammeln gedient haben. Offen bleibt nun lediglich die Frage, wie der «Panzerkäse» zu seinem Namen kam. Ob dieser auf

die martialische Blechverpackung zurückzuführen ist? Hinweise zum Thema werden gerne entgegengenommen!

Bericht und örtliche Leitung: Jan von Wartburg
März 2011

Zwischen den Steinen lagen auch zwei Dosendeckel «Panzerkäse» der Schweizer Armee aus den 1960er Jahren.



<

Das mittels LiDAR-Laserscan erstellte, digitale Geländemodell zeigt deutlich die Steinhäufen auf verschiedenen Parzellen der «Alp».



Laufen, Obertor. Blick
in eine der beiden
Gefängniszellen im
ersten Obergeschoss.

Laufen, Obertor: das unbekannte Wahrzeichen der Stadt

Die Stadt Laufen plant in naher Zukunft, den Zugang ins obere Stadttor für ein interessiertes Publikum zu erleichtern. Im Rahmen der Projektabklärungen führte die Archäologie Baselland deshalb im Inneren des Tores eine detaillierte bauarchäologische Untersuchung durch.

Die Gründung der städtischen Anlage reicht wahrscheinlich noch ins dritte Viertel des 13. Jahrhunderts zurück. Wir dürfen sie als die Umstrukturierung einer bereits bestehenden Siedlung sehen, deren Zentrum im heutigen Amtshaus, der einstigen Wasserburg, zu suchen ist.

Grabungsbefunde von 1987 und 1988 auf dem Rathausplatz sprechen für eine geplante Anlage der Stadt. Die dort ergrabenen Hausgrundrisse belegen bereits für die Stadtgründungszeit eine Strassenflucht, die der heutigen Hauptstrasse zwischen den beiden Haupttoren entspricht. Die Erteilung des Stadtrechtes durch den Basler Bischof Peter Reich im Jahr 1295 diente dem zielgerichteten, territorialen Ausbau und der Festigung des bischöflichen Herrschaftsanspruches im Laufental.

Eine effektive und rasche Befestigung der neuen Stadt war angestrebt. So scheint gemäss Befunden im alten Polizeiposten beim Obertor – untersucht 1991 – zuerst ein möglichst durchgehender Mauerring von etwa 3,5 Metern Höhe errichtet worden zu sein. Nach dieser ersten Sicherung wurden die

Das Obertor in der Darstellung Emanuel Büchels von 1755 (Kupferstichkabinett Basel).



Raymond Kontic ist auf der Suche nach geeigneten Hölzern für die Jahringdatierung.

Mauern erhöht, weiter ausgebaut und unter anderem mit Torbauten und Türmen bewehrt. Stellenweise ist die Stadtmauer noch heute sieben Meter hoch erhalten.

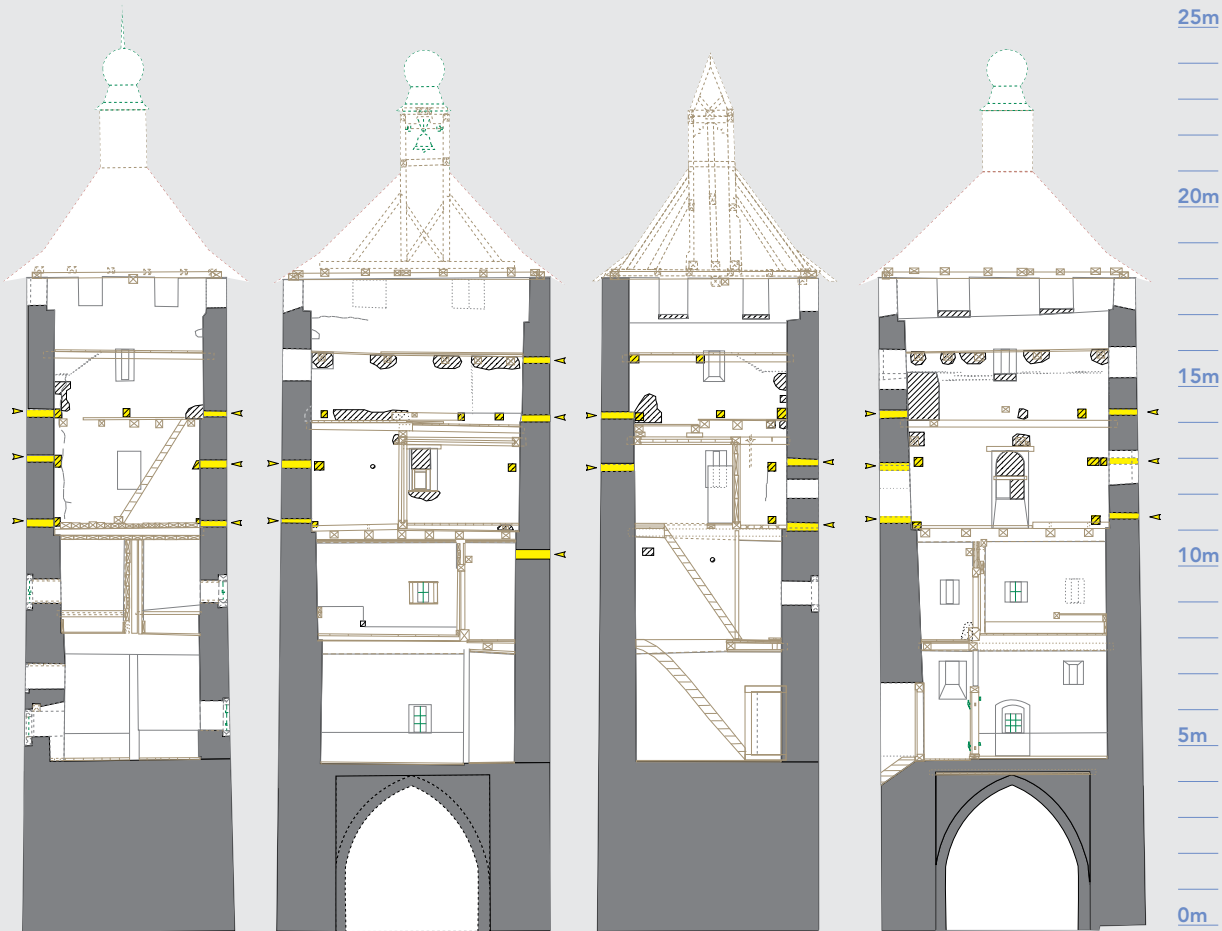
Aufgrund dieses Vorgehens setzt das Obertor erst ab einer Höhe von 3,5 Metern als eigenständiges

Bauwerk über dem Mauerring an. Da der Turm in seiner heutigen Gestalt erst ins Jahr 1391/92 datiert, bleibt unklar, wie das Tor ursprünglich ausgesehen hat. Die Holzaltersbestimmungen im zweiten und dritten Obergeschoss sowie der einheitliche Mauercharakter attestieren dem Turm über alle Geschosse bis zumindest unter den Zinnenkranz die Erbauung in einem Zug.

Der Eingang liegt im ersten Obergeschoss. Aktuell ist er über den Ratssaal zugänglich, ursprünglich war er es vom anschließenden Wehrgang aus. Die hochgelegenen Fenster sowie die später eingebauten Arrestzellen lassen eine ursprünglich andere Einrichtung in diesem Geschoss vermuten. Direkt über dem Tordurchgang gelegen, könnten hier die Torverschlussmechanismen installiert gewesen sein, etwa die Aufzugsvorrichtung einer möglichen Zugbrücke oder die Aufhängung von Fallpfählen beziehungsweise eines Fallgatters. Archäologische Nachweise dafür fehlen bisher.

Auch im darüber liegenden Geschoss sind zwei kleine, sechs Quadratmeter grosse Zellen mit Prit-





Schnitte durch das Obertor mit Markierung der Gerüstbalenlagen (gelb).

Die stadtseitige Bohlenkammer für den Wächter. Rechts die später zugemauerte Schiesscharte mit Querholz zum Einhängen der Hakenbüchse.

sche und Fussring eingerichtet. Eine undatierbare, mächtige und sich über die ganze Gebäudetiefe erstreckende Schwelle weist auf einen frühen Einbau dieser Innenunterteilung hin. Gleichzeitig mit der Einrichtung der Zellen wurde eine zentral gelegene, vom schmalen Gang aus bedienbare Feuerstelle angelegt. Je eine deckennahe Luke zu den

Zellen sollte den einsitzenden Delinquenten etwas Wärme spenden. Der Rauch wurde auf der Ostseite durch ein Mauerloch abgeleitet. Die Zellen wurden noch im 2. Weltkrieg zur Verwahrung von straffällig gewordenen, internierten Wehrmännern genutzt. So lautet eine in den Wandputz geritzte, nur schwer lesbare Inschrift in etwa: «In diesen fernen ist

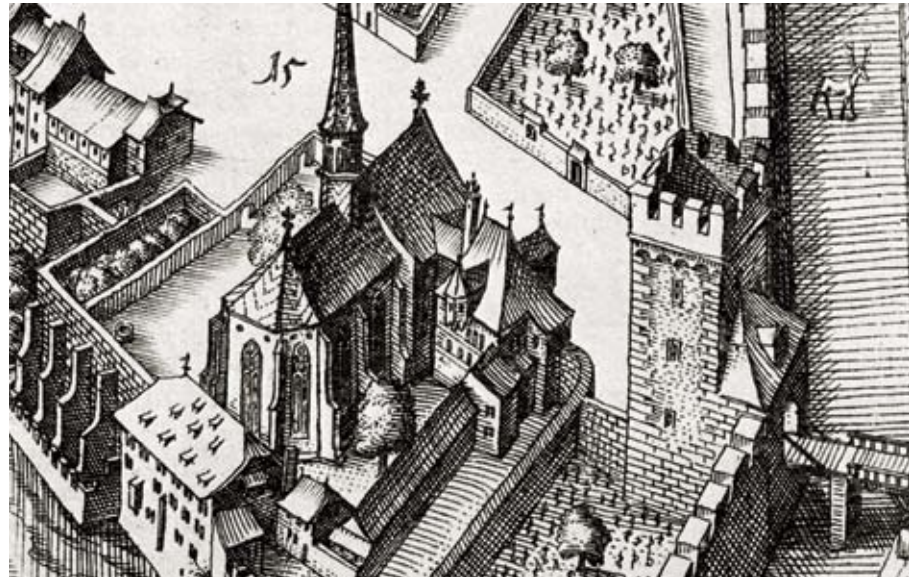


uns, den russischen ... so gekommen ... uns in diesen steinernen, kalten vier Wänden... aufzuhalten...»

Das dritte Obergeschoss diente spätestens 1438 der aktiven Verteidigung der Stadt. In den ursprünglich offenen Raum von rund 26 Quadratmetern baute man damals eine Bohlenkammer ein, die dem Turmwächter etwas Behaglichkeit bescherte. Womöglich war Laufen dem damaligen Bischof während den Auseinandersetzungen mit den plündernden französischen Söldnerheeren der Armagnaken als militärische Basis wichtig und wurde entsprechend ausgebaut. Starke Verpichtung am Sturz einer rundbogigen Schiesscharte stammt vermutlich vom Pulverdampf, wie er seit Beginn des 14. Jahrhunderts von ersten Handfeuerwaffen abgegeben wurde. Auch das schmale Scharfenfenster ein Geschoss höher ist auffällig verrusst.

Der Turmabschluss ist unbekannt. Spätestens im Winter 1663/64 bestand er aus einem Zinnenkranz mit einem Satteldach. Im Jahr 1755 zeigt die Federzeichnung von Emanuel Büchel den Torturm bereits mit einem Pyramidendach. Dieses muss entweder 1784 repariert oder grossteils durch das heutige Dach ersetzt worden sein. Die Datierung des

Ein Vergleich für das Pultdach vor 1663: St. Johannstor in Basel, zweite Hälfte des 14. Jahrhunderts (Matthäus Merian, 1617).



Impressionen des
Gefangenens: Lebens:
Sgraffitti und
Türverriegelung.

eichenen Glockenstuhles war bisher nicht möglich, er besteht jedoch aus mindestens einem wiederverwendeten Ständer. Vor dem Satteldach muss eine Zeitlang ein zwischen die Seitenwände geklemmtes Pultdach existiert haben. Dieses ist im vierten Obergeschoss an eindeutigen, mit Ziegelabdrücken

versehenen Mörtelschnäuzen nachweisbar.

Durchführung: Anita Springer, Claudia Spiess
Bericht: Anita Springer

Dendrochronologie: Raymond Kontic, Basel
September bis November 2011





links:
 Untersuchung der
 Aussenseite der
 Stadtmauer im alten
 Polizeiposten 1991,
 Blick nach Norden.
 Der Pfeil markiert
 den Ansatz des
 Eckverbandes vom
 Obertor (Grundlage
 Archäologischer Dienst
 Bern).

rechts:
 Der Mörtelschnauz
 an der Südmauer
 zeigt den einstigen
 Verlauf des gegen die
 Stadtaussenseite ab-
 fallenden Pultdaches.

Diegten,
Hauptstrasse 84.
Die Giebelfassade in
Richtung Dorf weist
einen markanten
Knick auf. Blick nach
Nordosten.



Diegten, Hauptstrasse 84: Tülliken auf der Spur

Bisher wurde das prominent am unteren Dorfausgang von Nieder-Diegten stehende «Haus zu Tülliken» aufgrund eines mit Jahreszahl gravierten Giebelfensters ins Jahr 1563 datiert. Die neusten, durch eine umfassende Sanierung ausgelösten Untersuchungen zeigen jedoch, dass man besagtes Fenster nachträglich bei einem Umbau in eine schon bestehende Mauer gebrochen hat. 1996 wurde auf dem südlich anschliessenden Grundstück ein Wirtschaftsgebäude abgerissen, dessen Hochstud-Konstruktion aus dem Jahr 1476 stammt. Dies lässt eine Datierung des für reine Wohnzwecke errichteten Steinhauses ins späte Mittelalter nicht abwegig erscheinen. Der Lokalhistoriker Peter Stöcklin vermutet im Untersuchungsobjekt eine Verbindung zum Meierhof des abgegangenen Dörfleins Tülliken. Die neuen Resultate scheinen dies nun tatsächlich zu bekräftigen.

Tülliken wurde in den Jahren 1382 und 1450 urkundlich erwähnt und möglicherweise um 1465 zusammen mit der benachbarten Burg Eschenz und der danebenstehenden Kirche in Mittel-Diegten von den Solothurnern niedergebrannt. Am Untersuchungsobjekt liessen sich allerdings keine Brand-

spuren nachweisen. Das Haus behielt bis heute seinen Namen und sicherte sich so auch nach dem Verschwinden der Siedlung verbriefte Rechte.

Der 1480 von den neuen Landesherren, den Thiersteinern, eingesetzte Vogt machte vom Wiederaufbaurecht der Burg Eschenz keinen Gebrauch. Zwei

Diegten, Hauptstrasse 84. An der talseitigen Schauseite dorfauswärts sind die Buckelquader des Kernbaus zu erkennen. Blick nach Süden.



Die strassenseitigen
Wohnräume im
Erdgeschoss, nach
Entfernung der
Zwischenwand und
des Putzes.

Jahre später wurde die Herrschaft Diegten von Basel erworben und dem Farnsburgeramt zugewiesen, womit ein neuer Vogteisitz sowieso hinfällig wurde. Das *Hauss, Hofstatt sampt dem Garten zu Tilligkhen* selbst gelangte jedoch aufgrund spezieller Besitzverhältnisse erst 1520 an die Stadt.

Der spätmittelalterliche Steinbau besass ursprünglich einen quadratischen Grundriss von zehn auf zehn Metern Aussenlänge. Die Stärke der Aussenmauern betrug im Sockelbereich bis und mit Obergeschoss lediglich 70 Zentimeter und verringerte sich im Dachraum sogar auf nur einen halben Meter. Das Gebäude mit zwei Vollgeschossen erreichte bis zum First eine Höhe von rund zehn Metern. Die Bachnähe mit der dauernden Bodenfeuchtigkeit liess von einer Unterkellerung absehen. Die talwärts gerichtete Giebelfassade beeindruckt mit ihren Eckverbänden aus Buckelquadern, die eventuell aus dem Abbruchmaterial der nahe gelegenen ruinösen Burg Eschenz stammten.

Weitere Spolien, wie sie im Fall einer Wiederverwendung von Baumaterial zu erwarten wären, waren im auf den Innenseiten vollständig vom Mörtel befreiten Mauerwerk nicht zu erkennen. Die nur wenigen feststellbaren Öffnungen dieser ersten Phase – eine Scharte und ein möglicher Abort im Erdgeschoss sowie ein schmales Rundbogenfenster im





links:
Ursprünglicher, ebenerdiger Eingang mit rundbogigem, gekehltem Kalksteingewände. Die Jahreszahl ist anscheinend eine Kopie des 20. Jahrhunderts.

rechts:
Bauinschrift an einem Giebelfenster mit Steinmetzzeichen. Der wahrscheinlich lokale Handwerker war auch in Oberdiegten (1560), Häfelfingen (1567) und möglicherweise bereits 25 Jahre vorher (1534–1538) am Kirchturm in Gelterkinden tätig.

Der Dachstuhl von 1774 ist verrusst. An der Giebelwand ist die Erhöhung des Daches deutlich ablesbar.

ersten Obergeschoss – verstärkten den wehrhaften Eindruck. Die Wehrhaftigkeit war jedoch eher optischer als effektiver Natur, auch in Anbetracht des ebenerdigen Haupteingangs in der dorfseitigen Giebelfassade und der grossen Fensteröffnungen im Erdgeschoss der rückwärtigen Traufseite. Aber cha-

rakterlich besass das Untersuchungsobjekt durchaus Elemente eines Wohnturms, der die Vorteile eines Turmes und eines Palais miteinander verband. Die geringe Traufhöhe berechtigt jedoch nicht zu dieser Bezeichnung. Die ursprüngliche Innengestaltung bleibt unklar.



Die ersten nachweisbaren Umbauten fanden 1563 statt. Spätestens damals erhielten beide Vollgeschosse eine interne Zwischenmauer. Die Deckenbalken verliefen jeweils parallel dazu. Ein Unterzug verkürzte die Spannweite der Balken. Die strassen- seitige Hälfte wurde durch eine eingeschobene Leichtbauwand in zwei Wohnräume getrennt. Die rückwärtige Gebäudehälfte war etwas schmaler und diente der Erschliessung. Im Erdgeschoss stand an der Aussenmauer die erste Herdstelle. Eine Ofenöffnung in der Zwischenmauer belegt zudem die Beheizung eines der strassenseitigen Wohnräume mit einem Hinterladerofen. Kachelfunde fehlen.

Wenigstens das Erdgeschoss besass Schiebebohlendecken, in der Küche mit Fischgratmuster, die Wohnräume mit profilierten Deckenbalken. Hier wurden im Winter 1674/75 die Bohlen entfernt, die Deckenbalken oberseitig gekappt und teilweise ersetzt, sowie eine in Längsrichtung laufende Deckentäfelung als «Blindboden» zwischen die Balken gehängt. Vermutlich ging mit dieser Umgestaltung die

Verlegung der Herdstelle an die Mittelmauer einher. Leider wurden vor Untersuchungsbeginn im Zuge der Totalsanierung sämtliche Wände bis auf das Mauerwerk vom Putz befreit. Wandmalereien der Spätgotik oder Renaissance können so nur noch vermutet werden.

Die Decke der Stube im Erdgeschoss: Die Balken stammen teils von 1563, teils von 1674/75, der Blindboden von 1674/75.



Der Erschliessungsbereich im ersten Obergeschoss mit Herdstelle des 19. Jahrhunderts. Blick an die Zwischenmauer.

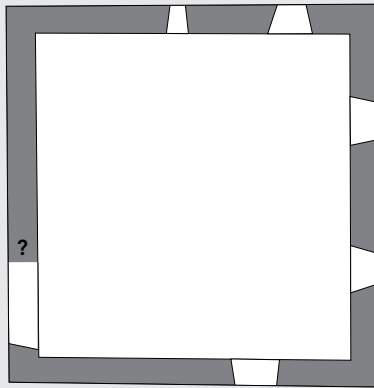
Im Jahr 1774 wurde der Kernbau nach hinten um dreieinhalb Meter mit einem ebenerdigen Gewölbekeller und darüber liegenden Wohnräumen erweitert. Auffällig ist dabei die markante Abdrehung der neu anschliessenden Giebelfassade. Möglicherweise berücksichtigte die ändernde Fassadenflucht

den Standort eines wichtigen, dahinter bereits bestehenden Baus oder Bachübergangs. Die bisherige Decke des ersten Obergeschosses, Dachbalken und Dachstuhl wichen einem neuen zweigeschossigen, liegenden Stuhl mit Sparrendach, wobei die Firstpfette von scherenförmig gestellten Streben getragen wird. Die Giebelmauern wurden dafür beidseitig erhöht.

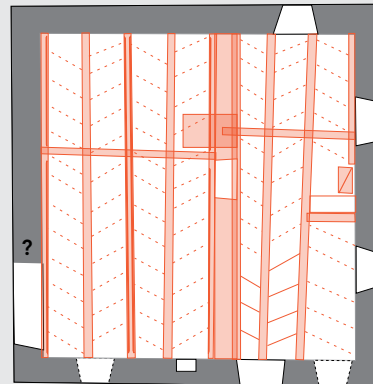
Im Laufe des 19. Jahrhunderts richtete man im ersten Obergeschoss eine zweite Herdstelle ein und teilte das Gebäude unter zwei Parteien auf. Dabei erhielt die strassenseitige Trauffassade die heutige Fenstereinteilung.

Durchführung und Bericht: Anita Springer
Dendrochronologie: Raymond Kontic, Basel
Februar, Juli, September 2011

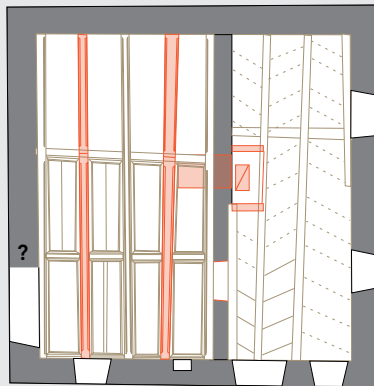
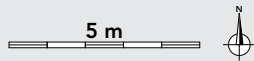




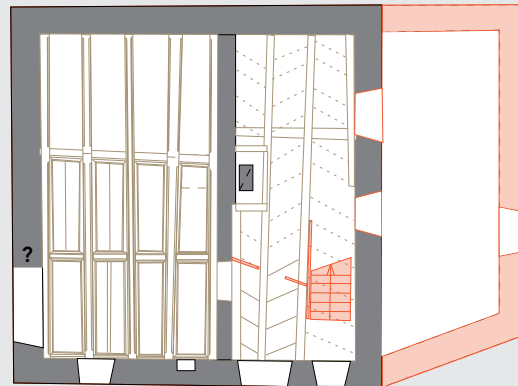
a



b



c



d

Phasenplan am
Beispiel des Erd-
geschosses.

- a spätmittelalterlich
vor 1563 (Befund)
- b 1563 (Inchrift)
- c 1674/75 (Dendro)
- d 1774 (Dendro)
- ? Fensterverlauf
unklar

■ Mauern

□ Holz

■ neue Bauteile

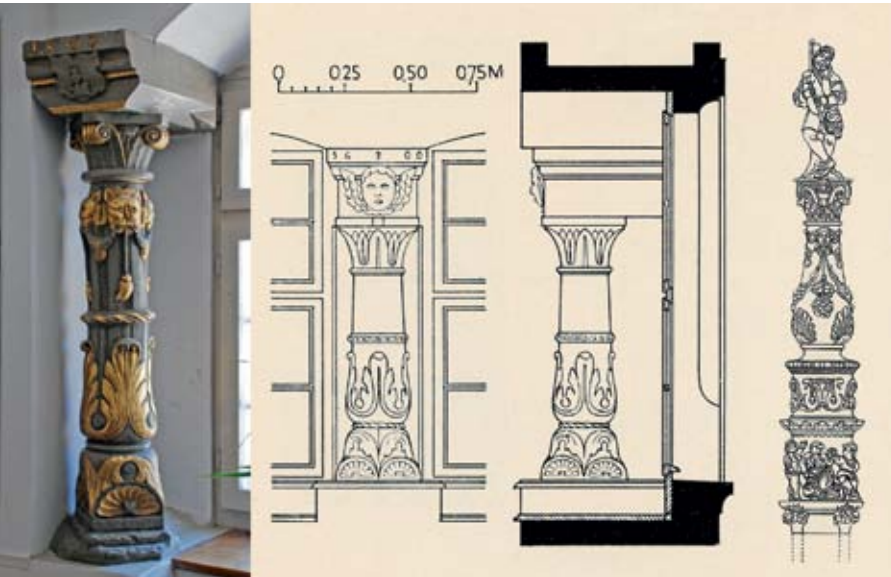
Gelterkinden, Schulgasse 2: Blick hinter die Fassade

Gelterkinden, Schulgasse 2. Die Fenstersäule im heutigen Zustand und Vergleiche aus Bubendorf und Basel.

Ein telefonischer Hinweis führte zu einer Blitzaktion, in der die von Putz befreite Fassade eines herrschaftlichen Steinhauses vor der erneuten Überdeckung dokumentiert wurde. Der Bau stammt gemäss einer Inschrift aus dem Jahr 1547. Das Hauptaugenmerk galt zwei gekoppelten Dreifach-

fenstern mit jeweils erhöhtem Mittelteil im ersten Obergeschoss. Die östliche Hälfte des Fensters hatte man im 19. Jahrhundert im Zuge einer Fassadenumgestaltung zugemauert. Ein in der Folge eingebautes Stichbogenfenster schnitt die ehemalige Öffnung und zerstörte einen Teil des spätgotischen Gewändes aus Kalkstein.

Das von aussen für wenige Tage wieder sichtbare Sechsfachfenster erhielt bereits 1957 und 1962 in Form von Zeitungsartikeln grosse Aufmerksamkeit. Diese galt damals der Innenseite, die von einer reich geschmückten Fenstersäule im Stil der deutschen Renaissance geziert wird. Einst in der Mitte der beiden Dreifachfenster stehend, wirkt die Säule heute wegen der Aufgabe der östlichen Fensterhälfte und dem Einbau einer Zimmerwand als randlicher Raumabschluss. Sie ist in der Region Basel – auch im Vergleich mit der Stadt – eine der wenigen derart frühen Bauelemente dieser kunstgeschicht-



lichen Epoche. Eine vergleichbare Fenstersäule befindet sich im Dinghof von Bubendorf. Diese ziert ebenfalls die Mitte eines Sechsfachfensters, datiert aber erst ins Jahr 1600. Grosse Ähnlichkeiten bestehen zudem mit dem Holbeinbrunnen in der Spalenvorstadt in Basel. Er wurde um 1550 in Betrieb

genommen und bildet auf dem unteren Teil der Brunnen säule Szenen des Bauerntanzes von Hans Holbein dem Jüngeren nach.

Durchführung und Bericht: Anita Springer
Juni 2011

Die Reste des Sechsfachfensters in der Aussenfassade nach der Entfernung des Putzes.



Therwil, Untere
Mühle. Das Rad ist der
letzte Überrest der
2002 abgerissenen
Knochenstampe.
Die Stampfe selbst
befindet sich im
Dorfmuseum Therwil.
Blick nach Süden.



Therwil, Untere Mühle: den Dreissigjährigen Krieg überlebt

Die Untere Mühle liegt nordwestlich des alten, frühneuzeitlichen Dorfkerns von Therwil. Die Anlage bestand bis vor wenigen Jahren aus einem Wohnhaus mit Mahl- und Backstube, einem Ökonomiegebäude mit Knochenmühle und diversen kleinen Anbauten sowie einem weiteren, als Eiskeller dienenden Wirtschaftsgebäude. Die Mühle erfuhr 1937 einen Besitzerwechsel und stellte ein Jahr später ihren Betrieb ein. Seit mindestens zehn Jahren wird versucht, das Mühleareal sinnvoll zu überbauen. Der zunehmende Zerfall des Hauptbaus, der heute als einziger noch steht, machte seine Dokumentation nötig. Noch offene Fragen sollen später während des effektiven Umbaus durch gezielte Freilegungen beantwortet werden.

Der Hauptbau ist ein zweigeschossiges Steingebäude mit Wohnräumen sowie integrierter Mahlstube im Erdgeschoss und darüberliegender Staubkammer und Lagerräumen. Die Holzaltersbestimmung der mächtigen Deckenbalken im Erdgeschoss datiert den Bau ins Jahr 1564. Es handelt sich somit um eines der ältesten Gebäude von Therwil, das die diversen Heimsuchungen unter anderem durch

schwedische Truppen während des Dreissigjährigen Krieges – den bisherigen Ergebnissen zufolge anscheinend unbeschadet – überstanden hat. Möglicherweise nutzten die fremden Truppen das Gebäude zu ihrem eigenen Vorteil, wodurch seine Erhaltung gesichert war. Die Bedeutung des Baus wird aber auch dadurch belegt, dass es sich in einer

Blick von Nordwesten
auf die Wohnhaus-
Hälfte der Getreide-
mühle.



Die heizbare Kammer im Erdgeschoss verfügte über ein kleines Fenster, durch das man die Mahlstube überwachen konnte.

eigentlichen Fachwerkbau-Region um einen frühen Steinbau handelt.

Zumindest die Westmauer entlang des Kanals und Teile der Nordmauer stehen auf einem älteren, ruinösen Mauersockel, der teilweise noch über 1,3 Meter hoch erhalten ist. Es ist also mit einem spät-

mittelalterlichen Vorgängerbau zu rechnen. Nach der gängigen Sekundärliteratur soll die Untere Mühle bereits im 13. Jahrhundert in Urkunden erwähnt sein. Sie gehörte zum Eigentum des Klosters Reichenau am Bodensee. Spätestens seit dem 14. Jahrhundert wurde sie den Grafen von Thierstein als Lehen übertragen. Nach deren Aussterben im Jahr 1519 ging sie als Lehen an den Bischof von Basel über. Der Wiederaufbau im Jahr 1564 fällt in eine Zeit, in der das Dorf zum Bistum Basel gehörte und zugleich mit der Stadt Basel verburgrechtet war. Es genoss also gewisse städtische Rechte, hatte aber auch Pflichten zu erfüllen.

Das Gebäude hat sich in den letzten 450 Jahren weder in seiner Grundstruktur noch im Raumkonzept verändert. Der beinahe quadratische Grundriss von $11,5 \times 13,5$ Meter wird im Erdgeschoss durch eine massive Innenmauer fast hälftig in den Mühle- teil und einen Wohnbereich getrennt. Die Innenunterteilungen bestanden aus Fachwerkwänden. Ein Gang führte damals wie heute vom seitlichen Haupteingang durch die Wohnhälfte in die Mahl- stube. Seitlich des Ganges befand sich eine beheiz-



bare Kammer mit Einbauschränk. Durch ein kleines Fenster konnte der Müller die Mahlvorgänge und Arbeitsprozesse von der warmen, ruhigen Stube aus beobachten. Auf der anderen Gangseite befand sich die Küche mit dahinter liegendem Keller. Dieser war ursprünglich durch ein grosses Tor mit Stichbogen von Süden her ebenerdig zugänglich. Das erste Obergeschoss verfügte in der Wohnhälfte über mindestens eine beheizbare Kammer und wahrscheinlich noch zwei weitere Räume.

Die mächtigen Deckenbalken mit Seitenmassen von 40 bis 42 Zentimetern und 11 Metern Länge verlaufen grösstenteils heute noch von Traufmauer zu Traufmauer. Sie besitzen dieselbe Flucht wie ein Geschoss höher die Ankerbalken des Daches. Über den beiden Vollgeschossen darf ursprünglich ein eingeschossiger Dachstuhl angenommen werden. Die einstige Lage der Kehlbalcken lässt sich heute noch anhand eines Mauerabsatzes im zweiten Dachgeschoss nachvollziehen. Die Position der Fenster im Nordgiebel würden vom Niveau her gut zu dieser ersten Stuhlkonstruktion passen. Die Gebäudehöhe entsprach der heutigen. Das oberste

Giebelfenster lässt mit seiner asymmetrischen Position an einen ersten Stuhl mit Firstpfette denken, die durch Firstständer unterstützt wurde.

Die Dendrodatierung des aktuellen Dachstuhles zeigt, dass im Winter 1761/62 eine umfassende Sanierung des Gebäudes inklusive Kompletterneuerung

Die stark ver-russte
Waschküche im
Erdgeschoss.



Die bachseitige Traufe mit direkt auf die Fusspfette gemörtelten Ziegeln.

des Dachstuhles erfolgte. Dabei wurden auf der Bachseite Biberschwanzziegel direkt und kopfüber als Witterungsschutz unter die Dachhaut auf die Fusspfette gemörtelt. Die gegenüberliegende Traufseite zum Hof erhielt einen über die Ankerbalken und zwischen Sparren und Aufschieblingen gemauerten Kniestock, also eine den Dachboden

überragende Aussenwand. Die Ziegellattung wurde direkt auf der Kniestockkrone angebracht. Zur gleichen Zeit erhielt der Wohnteil mehrere neue und vergrösserte Fensteröffnungen und die Eingangstüre eine topmoderne klassizistische Gestaltung. Die Wohnräume in der Osthälfte des ersten Obergeschosses wurden renoviert, worauf die zeitgemässen Türzargen und Angeln heute noch hinweisen. Um 1900 baute man einen Wandschrank ein und erneuerte gewisse Fensterflügel.

Das Aussehen und die genaue Funktion der Räume über der Mahlstube sind zurzeit noch ungeklärt. Es ist mit Lager- und Arbeitsräumen in Zusammenhang mit der Mühle zu rechnen. Nach Aufgabe der Müllerei wurden sie in Wohnräume umgewandelt. Im Obergeschoss wurde eine neue Küche eingebaut und die alte im Erdgeschoss in eine Waschküche umfunktioniert.



>
Ab 1937 war der Gärtner Hans Blaser der neue Besitzer der Mühle.

Laut Vermerk in der Brandversicherungsakte von 1816 besass die Mühle zumindest seit dem 19. Jahrhundert zwei Mahlwerke, sogenannte Mahlgänge. Zwei auf der Innenseite sichtbare, stichbogie Nischen mit Backsteingewänden auf Bodenniveau sind als Achsenöffnungen zweier kleiner, ober-schlächtiger Wasserräder zu deuten. Deren Durch-

messer betrug ungefähr zwei Meter. Die technische Einrichtung wurde bei einem früheren Umbau entfernt.

Durchführung und Bericht: Anita Springer
Dendrochronologie: Raymond Kontic, Basel
Januar und April 2011

Wasserhaus mit zuge-
mülltem Kanal und
moderner Betondecke.
Das Wasser wurde
über einen Holzkänel
auf das Wasserrad
geleitet.





Pratteln,
Hauptstrasse 66,
Blick nach Südwesten.
Giebel der Ökonomie
mit später angebautem
Schopf mit Pultdach.

Pratteln, Hauptstrasse 66: Abriss und überraschende «Kunst am Bau»

Aufgrund grosser Einsturzgefahr musste man die Liegenschaft an der Hauptstrasse 66 in Pratteln unvorgesehen rasch abbrechen. Nur die strassenseitige Trauffassade blieb stehen und soll in den geplanten Neubau integriert werden. Die Bauuntersuchung musste abbruchbegleitend erfolgen. Sie beschränkte sich auf die Bauaufnahme des Kellergeschosses, eine allgemeine Fotodokumentation sowie die Beprobung von Bauhölzern.

Der Kernbau aus dem Jahr 1627/28 war ein leicht in den Hang gebauter, sogenannter gestelzter Wohnbau. Er präsentierte sich als mächtiger, spätgotischer Steinbau und entstand in der Zeit, als in den Dörfern aufgrund obrigkeitlicher Erlasse zum Brandschutz das Steinhaus die hölzernen Hochstudbauten abzulösen begann. Dieser Bautyp besitzt üblicherweise einen ebenerdigen Keller mit externem Zugang und meistens zwei darüber liegende Wohngeschosse. Das anfänglich einräumige Untergeschosse erstreckte sich über den gesamten Grundriss des Wohnteils. Massive Balken aus Eichenholz überspannten den Raum in Firstrichtung. Die Decke bestand aus darin eingeschobenen Brettern. Aus-

ser über die strassenseitige Rundbogentüre war der Keller über eine Holzterrasse von der darüberliegenden Küche aus zugänglich.

Das erste Wohngeschoss war zweigeteilt. Strassenseitig war die Stube mit einem spätgotischen Vierfachfenster ausgestattet. Der Stichbogensturz und

Der Gebäudekomplex während des Abbruchs, vom Hang aus gesehen, Blick nach Nordwesten.



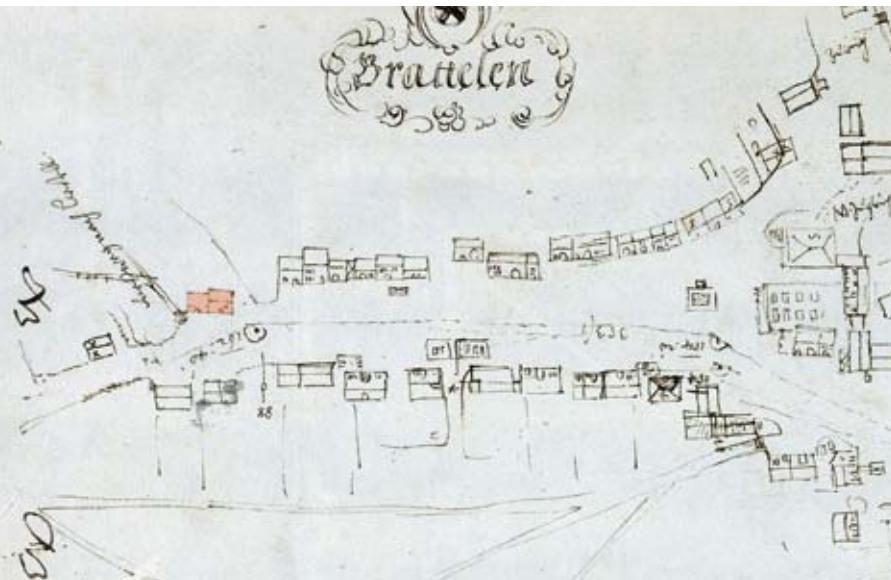
Die Lage des
Untersuchungsobjektes
im Situationsplan von
Georg Friedrich Meyer
von 1678 (Staatsarchiv
Baselland).

die beiden Laibungen sowie Gewändereste sind auf der Innenseite der letzten, stehenden Fassade noch erhalten. Die Öffnung wurde höchst wahrscheinlich im Zuge der Fassadenumgestaltung 1829 mit einem Stichbogen versehen. Ein Kachelofen sorgte für weiteren Wohnkomfort. Eventuell war bereits eine kleine Nebenstube abgetrennt. Von der Stul-

benwärme profitierend dienten solche Kammern meist den Eltern als Schlafräum. Rückseitig war die Küche mit Erschliessungsbereich untergebracht. Der ursprüngliche Haupteingang befand sich in der Rückfassade und führte direkt in die Küche. An der Innenmauer lag die Herdstelle, mit der auch die Beheizung des dahinter liegenden Stubenofens möglich war.

Es darf davon ausgegangen werden, dass das Gebäude bereits seit Beginn ein zweites Wohngeschoss mit analoger Innenunterteilung aufgewiesen hat. Eine zweite Küche wurde aber erst später – vielleicht 1829 – eingebaut, zusammen mit dem Durchbruch einer Laubentüre für die unabhängige Erschliessung.

Auf der Planskizze von Georg Friedrich Meyer von 1678 ist das Untersuchungsobjekt als Vielweckgebäude mit nebeneinanderliegendem Wohn- und Wirtschaftsteil mit unterschiedlichen Firsthöhen abgebildet. Unter anderem zeigt die randliche Verteilung der mindestens vier erkennbaren, bauzeit-



lichen Giebelfenster in der östlichen Brandmauer, dass der im Osten anschließende Ökonomiebau mit Tenn und randständigem Stall in kleinerer Form beim Bau des Wohnhauses bereits eingeplant war. Es ist sehr wahrscheinlich, jedoch nicht mehr nachzuprüfen, dass es sich bei diesem ersten Wirtschaftsbau um eine Holzkonstruktion handelte.

Bei der zweiten Ausführung muss der Wirtschaftsteil aufgrund einer Mauerfuge zum Wohnhaus zumindest rückseitig die Leichtbauweise beibehalten haben. Erst mit der Aufstockung von 1829 wurde er in Stein ausgeführt. Der neue Stuhl des steilen Satteldachs mit einer Neigung von 50 Grad war nicht mehr erhalten, zeichnete sich jedoch deutlich als putzfreies Negativ in der Brandmauer ab. Es war ein eingeschossiger, liegender Stuhl mit Kehlboden, der direkt an die Brandmauer gestellt wurde. Der Stuhl muss höher gewesen sein als der erste, da das unterste noch erkennbare Giebelfenster nun hinter die südliche Stuhlstrebe zu liegen kam. Trotzdem lag die Firsthöhe im Vergleich zum Wohnhaus immer noch tiefer.

Der Ostgiebel war mit sechs Schlitzfenstern versehen. Diese besaßen grob gearbeitete, ungefasste Kalksteingewände. Erwähnenswert sind eine über dem obersten Giebelfenster liegende dreieckige Luftöffnung aus aufgestellten Flachziegeln sowie eine zur Zierde eingemauerte Schüssel. Im Jahr 1829 wurde der Ostgiebel des Wirtschaftsteils aufgestockt und

Der Keller mit massigen Eichenbalken und Eichenstütze aus der Bauzeit um 1627/28.



Eine in der Giebelwand eingemauerte Henkelschüssel mit transparenter Glasur und Engobendekor.

erhielt wiederum einen neuen Dachstuhl, der bis zum Abbruch Bestand hatte. Die Firsthöhe wurde derjenigen des Wohnhauses angepasst. Es entstand der Eindruck einer konstruktiven Einheit, wobei die Stühle getrennt blieben.

Auf der Rückseite des Wirtschaftsbaus schloss ein Schopf an. 1841 errichtete man daneben und oberhalb des Wohnhauses ein eigenständiges kleines Waschhaus. Die unverrusteten Deckenbalken aus Eichenholz sprechen von Anfang an für das Vorhandensein eines Kamins. Das Gebäude besass wohl von Beginn an ein nach Süden gerichtetes Pultdach, wobei das erste Obergeschoss mit Brettern verschalt wurde. Das heterogene Mauerwerk spricht neben den unterschiedlichen Fensteröffnungen für den Verbau von zusammengesuchtem Baumaterial. Als Bank einer Lichtnische wurde sogar eine römische Säulenbasis eingemauert (siehe S. 122 ff.). Später wurde das Washhäuschen über die an die Rückfassade des Wohnhauses gestellte Laube optisch und baulich mit dem Hauptgebäude verbunden.

Durchführung: Anita Springer, Claudia Spiess
Bericht: Anita Springer
Dendrochronologie: Raymond Kontic, Basel
Oktober 2011





links:

Der östliche Giebel der Ökonomie, zweite Bauphase, mit der Aufstockung von 1829 in der dritten Bauphase.

rechts:

Arbeiter der Abbruchfirma legen behutsam die im Waschhaus vermauerte römische Säulenbasis frei.

Bubendorf, Hauptstrasse 86: das spätgotische Repertoire eines Steinmetzen

Bubendorf,
Hauptstrasse 86.
Beispiele der Schild-
verzierungen der
giebelseitigen Fenster.

Die Fassadenrenovation am alten Restaurant «Post», einem schützenswerten Gebäude im alten Ortskern von Bubendorf, benötigte keine kantonale Baubewilligung und wurde von uns deshalb nur zufällig beim Vorbeifahren bemerkt. Innerhalb eines Tages musste die eingerüstete, grossteils vom Putz befreite Gebäudehülle dokumentiert werden.

Die dorfaufwärts gerichtete Giebelfassade lag nur ab dem zweiten Obergeschoss frei; der untere Teil war hinter einem Schopf mit Pultdach verborgen. Sie war einst mit mindestens zwei Klebedächern ausgestattet. Die vier grossen Giebelfenster von jeweils 85×50 Zentimetern muten für einen unausgebauten Dachraum gross an.

Die Fenster stammen alle aus der Bauzeit. Ihre Gewände aus Kalkstein bergen eine für das Baselbiet einmalige Verzierungsvielfalt. Jeweils dreiseitig mit einer einheitlichen, breiten Halbrundkehle versehen, besitzt jedes Fenster zwei verschiedene Schildverzierungen. Neben volutenartigen Blättchen und Schnörkeln finden sich Köpfe von Tieren und Fabelwesen. Die insgesamt zwölf unterschiedlichen Motive besitzen stilistisch auffallende Ähnlichkeiten mit Säulenkapitellen einer romanischen Krypta in Muralto, einem Vorort von Locarno. Die Fenster erinnern an einen Werkkatalog oder das Musterbuch eines Steinmetzen, der sein Repertoire von Gewändemotiven präsentieren wollte.



Ein weiterer spezieller Fensterbefund findet sich an der bachseitigen Trauffassade. Das einfache Fenster wurde nachträglich eingebaut. Die Gewände sind aus einem einstigen Mehrfachfenster zusammengesetzt. Die Rosettenzier datiert aufgrund typologischer Vergleiche in die zweite Hälfte des 16. Jahrhunderts. Womöglich schmückte das Fenster einst die strassenseitige Hauptfassade, wäre dann aber in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts durch die Fenster, wie sie aktuell noch im zweiten Obergeschoss erhalten sind, ersetzt worden. Leider verhinderte ein Zementputz die Beurteilung der aussagekräftigen Maueranschlüsse. Die Fenster des Erd- und ersten Obergeschosses stammen mit ihren Kunststeingewänden aus moderner Zeit.

Das Wohnhaus mit angebaute Ökonomie ist bereits 1680 auf dem Plan vom Geometer Meyer eingezeichnet. Sehr wahrscheinlich entstand das Gebäude aber bereits in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts. Bauarchäologische Untersuchungen des Hausinnern sollen hier Gewissheit geben. Die noch

ausstehende Erforschung dürfte interessante spätgotische Befunde liefern.

Durchführung: Anita Springer, Claudia Spiess
Bericht: Anita Springer
November 2011

Fensterpolien mit Rosettenzier (links) und Gewände des 17. Jahrhunderts mit Volute und Steinmetzzeichen.



Oberwil, Bottmingerstrasse 74: der Zuchstierenhof

Oberwil,
Bottmingerstrasse 74.
Der 2011 abgerissenen
«Gwidemhof», Blick
nach Süden (Foto zVg).

Gewissermassen «über Nacht» wurde anfangs 2011 der im Besitz der Einwohnergemeinde befindliche «Gwidemhof» abgebrochen. Der Abbruch bedurfte keiner kantonalen Bewilligung und blieb daher unserer Behörde unbekannt. Einmal mehr ist auf diese Weise ein spannendes Gebäude unbeachtet zerstört

worden. Eine Bauuntersuchung hätte in nur wenigen Tagen die Hausgeschichte und somit ein Stück Dorfgeschichte detailliert beleuchten können.

Immerhin lohnte sich die Begehung des dahinter liegenden, scheinbar modernen Scheunenbaus, der 2012 ebenfalls abgerissen werden soll. Unter der Hülle aus dem Beginn des 20. Jahrhunderts verbirgt sich ein kompletter Eichen-Riegelbau, der gemäss Dendrochronologie aus dem Jahr 1696/97 stammt. Mit diesem Wissen scheint eine Datierung des steinernen Kernbaus vom davor liegenden Wohnhaus spätestens in die Zeit um 1700 wahrscheinlich. Die in Fachwerktechnik erfolgte Gebäudeerweiterung ist aufgrund von Vergleichen in die Anfänge des 18. Jahrhunderts zu setzen.

Zum frühneuzeitlichen Wirtschaftgebäude gehören vier der heute fünf Gebäudesegmente. Lediglich der Stall ganz im Osten ist eine neue Zutat, nachdem die Gemeinde den Hof mit Ökonomie 1915 zwecks



Unterbringung der Zuchtstiere erworben hatte. Die Anlage wurde fortan dem Zuchtstierhalter verpachtet. Die Haltung von Zuchtstieren und -ebern ist seit dem späten Mittelalter in Urkunden erwähnt. Die Tiere wurden häufig auf Pfarrmatten, den Besitztümern der Kirche, ab dem 17. und 18. Jahrhun-

dert vermehrt auch auf Gemeindeland gehalten. Der für solches Land verwendete Begriff «Gwidem» findet sich speziell in der Region Basel.

Durchführung und Bericht: Anita Springer
Dendrochronologie: Raymond Kotic, Basel

Die Zuchtstierenscheune mit einer Fachwerkkonstruktion von 1696/97, Blick nach Südost beziehungsweise Nordost.



Hersberg,
Dorfstrasse 10. Auf
der Feldskizze von
Georg Friedrich
Meyer von 1680 ist
der Olsbergerhof
«des Buren Haus
und Garten») als
ziegelgedeckter
Streckhof mit
stirnseitiger Laube
dargestellt. Diese
wich 1748 einem
Erweiterungsbau
(Staatsarchiv
Baselland).



Hersberg, Dorfstrasse 10: Untersuchungen im Olsbergerhof

Der Olsbergerhof wird im Zusammenhang mit einer Übergabe von Gütern und Rechten an das Kloster Olsberg bereits im 13. Jahrhundert erwähnt. Aufgrund der Quellen ist anzunehmen, dass das Dorf Hersberg aus diesem Hof hervorging. Das heutige Wohngebäude stammt aus dem 15./16. Jahrhundert. Das nördlich angebaute Ökonomiegebäude brannte um 1900 ab und wurde 1911 neu aufgebaut.

Das Gebäude war als Zehnthaus in Verwendung. Es besass einen grossen, zweigeteilten Keller, dessen östliche Hälfte ein Tonnengewölbe aufwies und als Fasslager diente. Nach der Erhöhung um ein Stockwerk irgendwann vor 1748 wurde das zweite Obergeschoss als Frucht- und Obstkammer genutzt.

Im Rahmen eines baulichen Eingriffes im zweiten Obergeschoss ergab sich die Gelegenheit, dieses sowie den Keller etwas genauer unter die Lupe zu nehmen. Die Hoffnung, das Baudatum und die Aufstockung mittels Holzjohrningdatierung zu präzisieren, erfüllte sich leider nicht. Die mit der Aufstockung eingebauten Fenster aus Eichenholz waren Wiederverwendungen. Dafür liess sich das Dach-

werk in den Winter 1747/48 datieren, was die überlieferte Erweiterung nach Süden bestätigt. Auch der Giebel sowie die südöstliche Fensterachse stammen aus letztgenanntem Jahr.

Die bauliche Entwicklung war lediglich an der ursprünglichen, südlichen Giebelmauer ablesbar, die

Ansicht des
Olsbergerhofes, Blick
nach Norden.



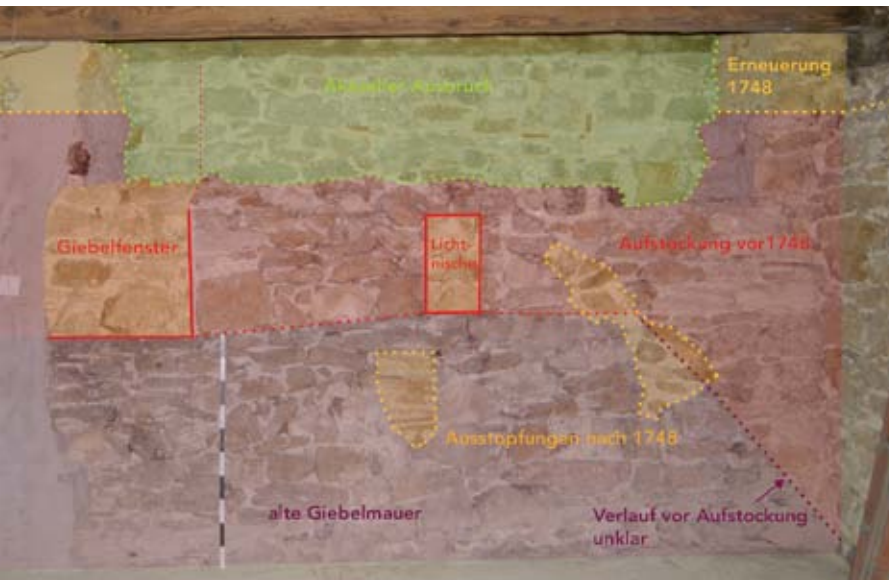
An der älteren Giebelmauer im Süden sind die Aufstockung mit Giebelfenster und Nische und die Erneuerung für den Dachstuhl erkennbar.

als Innenmauer bis heute erhalten geblieben ist: Links im Bild ist der älteste Mauerteil von Russ geschwärzt. Rechts – auf der Westseite – setzt die Aufstockung über der zuvor stellenweise abgebauten Giebelmauer an. In den neuen Mauerteil wurden ein grösseres Giebelfenster – möglicherweise befand sich südlich vom Giebel nach wie vor eine Lau-

be – und eine schmale Lichtnische integriert. 1748 erfolgte eine Gebäudeerweiterung um eine Fensterachse nach Süden, die einen neuen Dachstuhl mit sich zog. Charakteristisch für diese Bauetappe ist die häufigere Verwendung von Baukeramik zum Ausgleichen der Mauerlagen und die um eine Balkenhöhe aufgemauerte Krone der Traufseiten.

Da alles erhalten bleibt, bietet sich vielleicht zu einem späteren Zeitpunkt die Möglichkeit, die älteren Bauphasen genauer zu datieren. Das Gebäude steht unter kantonalem Schutz.

Durchführung und Bericht: Claudia Spiess
Dendrochronologie: Raymond Kontic, Basel
Juli 2011





Untersicht des Durchganges in der internen Kellermauer, möglicherweise spätmittelalterlich. Der eichene Türpfosten wurde zwecks Verbreiterung des Zuganges in den Gewölbekeller nach aussen versetzt. Die Vertiefung im Sturzbalken ermöglichte das Einschieben der Türangel. Ein durchgeschobener Holznagel fixierte diese.



Gelterkinden,
Tecknauerstrasse 17.
Die Stube im Erdge-
schoss mit Wand- und
Deckentäfer.

Gelterkinden, Tecknauerstrasse 17: Einblick in die «gute Stube»

Das Haus an der Tecknauerstrasse 17 in Gelterkinden dürfte aufgrund von Bauinschriften in seinen Grundstrukturen in den Jahren 1564 bis 1572 entstanden sein. Es gehört damit zu mindestens einem Dutzend Steingebäuden aus dem 16. Jahrhundert, deren Baubestand heute aufgrund von Dendrochronologie, Bauinschriften oder Urkunden im Dorfkern noch nachweisbar ist. Da Gelterkinden früh eine Zentrumsfunktion in der 1461 von Basel erworbenen Landvogtei Farnsburg einnahm, entwickelte sich der Ort rasch zu einer ansehnlichen Siedlung mit vorherrschender Steinbauweise. Nach jahrelangem Leerstand ging das Untersuchungsobjekt in die Hände einer Privatperson über, die sich im Bereich der Baselbieter Baukultur stark engagiert. Damit war der sorgfältige Umgang mit der Substanz gewährleistet.

Im Jahr 1700 wurde der Wohnteil des Gebäudes mehrheitlich neu aufgebaut. Aus dieser Bauphase stammen noch die Grundrissstrukturen des Erd- und ersten Obergeschosses. So war das Parterre mit seitlichem Gang, strassenseitiger Stube und rückwärtiger Küche ausgestattet. Der erste Stock besass

zumindest eine entsprechende Quermauer. 1729 war der anschliessende Wirtschaftsbau fertig gestellt. Der Grossteil der aktuellen Innenausstattung dieses typischen Baselbieter Bauernhauses stammt indes aus dem späteren 18. und dem frühen 19. Jahrhundert. In den Jahren 1790–1792 erfuhr das Wohnhaus nämlich einen ersten bemerkenswerten Umbau,

Der Ofen mit uni
grünen Kacheln von
1790. Der untere Teil
der Ofenbank datiert
ins Jahr 1828.



Die Stube im ersten
Obergeschoss mit
Stellwändchen
von 1907.

dessen Eingriffe bis heute als wichtige Gestaltungselemente Bestand haben. Dank Farbuntersuchungen, stilistischer Vergleiche von Zierleisten und Tapeten, Beobachtungen baulicher Abfolgen und der Konsultation alter Rechnungen und Brandlagerakten ist es möglich, die Innenausstattung der Wohnzimmer ab 1790 ansatzweise zu rekonstruieren.

Ende des 18. Jahrhunderts betrat man vom Hausgang aus eine neu holzsichtig vertäfelte Stube. Im hinteren Bereich trennte eine Bretterwand entsprechend der heutigen eine zehn Quadratmeter grosse Nebenstube ab. Das bis an die Decke reichende Wandtäfer ist immer noch mit mehreren Schränkchen ausgestattet. Das Deckentäfer mit flach profilierten Zierleisten besteht aus langen Feldern, die den ganzen Raum überspannen. Die teils mit Ölfirnissen behandelten Holzelemente könnten bis um 1850 naturbelassen geblieben sein. Man wollte die Natürlichkeit des Baumaterials beibehalten und es nicht durch einen farbigen Anstrich entmaterialisieren.

Von 1790 stammt auch der in der Ecke stehende grosse Ofen mit flachen, meerblauen Blattkacheln und getreppter Sitzkunst. 1807 wurde weiter investiert, so dass im Brandlagerbuch sogar eine Schatzungszunahme verzeichnet ist. Das erste Obergeschoss wurde aufgewertet und ausgebaut. Man leistete sich den heute noch stehenden, grossen Stubenofen mit grünen, patronierten Blattkacheln und Kranz-Gesimskacheln mit brauner Laufglasur, gesetzt von «s'Hafnersjokeb» – dem Läuferfinger



Hafner Hansjakob Strub. Dieser gehörte zur Hafnerfamilie Strub, die 1790 und 1850 das Zentrum der Oberbaselbieter Kachelproduktion bildete. An der Hausrückseite kam eine Laube zu stehen, die das Anheben des Daches und das Aufmauern eines Kniestockes zu Folge hatte.

Während andere Baselbieter Gemeinden um 1800 stark unter der aggressiven französischen Wirtschaftspolitik gegen die Abnehmerländer der Basler Seidenbänder zu leiden hatten, scheint man im baseltreuen Gelterkinden von den starken Einbußen wenig gespürt zu haben. 1805 entstand das im Westen anschliessende Wohnhaus, ein Jahr später das an die Scheune stossende Nachbargebäude im Osten.

Die Ofenbank des Erdgeschosses hat man bei einem Besitzerwechsel 1828 teilweise erneuert. Möglicherweise erfolgte damals auch die Umgestaltung der Fassade mit der Vergrösserung der Fenster. Die für das Baselbiet bis in die 1820er Jahre typischen Stichbogen im Stil des «verspäteten deutschen Barocks» und die Kreuzstockfenster mit flachköpfigen

Eckbändern datieren den Vorgang nämlich in die 1820er/30er Jahre. Spätestens mit der Vergrösserung der Fenster waren optimale Voraussetzungen für die Arbeit an einer Bändelmühle in der 20 Quadratmeter grossen Stube des Erdgeschosses und dem darüberliegenden Raum gegeben. Da ein Webstuhl zwischen 6 und 15 Quadratmetern Fläche beanspruchte,

Die Nebenstube mit Kreuzstockfenstern im Erdgeschoss, wie sie wohl ab 1923 aussah.



Das Kirschenfries am
Täfer der Stube im
ersten Obergeschoss
stammt wohl aus den
1930er Jahren.

ist pro Geschoss mit mindestens einem Stuhl zu rechnen. Daneben war jeweils noch etwas Platz für einen Tisch mit Stühlen oder ein Buffet. Eine Kellerstütze und ein Unterzug zwischen Erdgeschoss und Obergeschoss halfen, das Gewicht der etwa 1,5 Tonnen schweren «Möbel» abzufangen.

Waren es in den 1790er Jahren noch lediglich 59, so ratterten um 1830 in Gelterkinden bereits um die 200 Webstühle. Die markante Zunahme ist durch den wachsenden wirtschaftlichen Liberalismus und die aufkommende Biedermeier-Mode mit Schleifen und Maschen zu erklären. In der gleichen Zeit setzt zumindest bei der Besitzerfamilie Hemmig ein Ausbau der Wirtschaftsgebäude ein. Ob die definitive Aufhebung des Flurzwanges den Ausschlag gegeben hat oder die Unsicherheit, wie sich die Kantonstrennung auf die Auftragslage in der Bandweberei auswirken würde, ist unklar. Jedenfalls wurden 1836 der Ökonomieteil aufgestockt und 1845 hinter dem Haus Scheune und Stallung errichtet.

Der Besitzer Martin Hemmig wird noch bis 1852 als Alleinbesitzer und Landmann aufgeführt. Die Grösse des Landbesitzes ist unbekannt. Anschliessend beherbergte das Gebäude zumindest zeitweise zwei Parteien der Familie (1852–1859, 1888–1903). Ab dann erfolgten diverse unbestimmte Reparaturen, und die Wohnräume erfuhren nach dem Zeitgeist rasch wechselnde Ausgestaltungen. So dürften Stübentäferung im Erdgeschoss inklusive hochbarocke



Türblätter und Trennwand zur Nebenstube etwa zwischen 1850 bis 1860 einen hellen, ockerfarbigen Anstrich erhalten haben. Die Nebenstube erhielt in dieser Zeit eine erste Tapete mit braun gefärbtem Papierfonds und weissen und braunen Blütenmotiven. Die dazugehörige Deckenbordüre besass einen roten Velourbesatz neben einem ultramarinblauen Wellenband. Die Bordüre lässt sich grob in die 1840er bis 1860er Jahre datieren. Diese Tapete wurde zwischen 1870 und 1890 durch eine neue mit rosa-beigem Fond und hellen Rhomben mit Blumenbouquets überklebt. Die dazugehörige Fussbordüre war braun mit gelben Blättchen. Braun war bis in die 1890er Jahre sehr in Mode.

Bis in die 1880er wird der Bewohner Johann Hemmig als Posamenter aufgeführt. Als die Bandstühle gegen Ende des 19. Jahrhunderts mit dem Abschwung der Heimweberei zunehmend aus den Bauernstuben verschwanden, wurden über die ausgetretenen Böden neue Dielen verlegt. Möglicherweise erhielt in diesem Zusammenhang die Stube im Erdgeschoss einen Anstrich in hellem Grau. Zwei der drei Fensterbrüstungen im Parterre wurden

mit Schubladen versehen und passend gestrichen. Über dem Anstrich folgte eine Tapete mit gräulichem Papier. Ein flächiges, weisses Punktmuster diente als Hintergrund für weisse und braune Beerenzweiglein und abstrahierte Blätter. Fuss- und Deckenbordüren unterschieden sich, trugen aber beide Blumenmotive in Braun- und Blautönen.

In der Nebenkammer im ersten Obergeschoss fanden sich fünf Tapetenlagen.



In der Nebenstube des Erdgeschosses gab es bis zu sechs Lagen Tapete: hier diverse Fussbordüren.

Im ersten Jahrzehnt des 20. Jahrhunderts wurde die Nebenstube von einer bräunlich grauen Kammer in ein leuchtenfarbiges Jugendstilzimmer verwandelt. Ein hellblauer Untergrund trug grüne und beige Pflanzenmotive, reich mit Bronze konturiert. Möglicherweise war die Farbigkeit schnell verlei-

det, denn bald kehrte man zur bräunlichen Tapete mit weissen und grauen Blümchen zurück. Sie war über einem Stoffgewebe aufgebracht. Wohl 1923 folgte darüber zumindest im Sockelbereich und an der Decke die aktuelle grüne Farbfassung entsprechend der danebenliegenden Stube. Anschliessend kommt Grün aus der Mode. Die letzte Tapete im Stil des Art Déco wurde wahrscheinlich damals aufgezogen.

Die Veränderungen im ersten Obergeschoss sind schwieriger nachzuvollziehen. Die Gestaltung stammt aus der Zeit um 1900. Mit der stetigen Erweiterung der Ökonomiegebäude waren die Hemmigs gut auf den Niedergang der Posamenterei vorbereitet. Indem sie die Landwirtschaft intensivierten, konnten sie auf die Zusatzeinnahmen der Posamenterei verzichten.

Durchführung und Bericht: Anita Springer
Dendrochronologie: Raymond Kotic, Basel
Farbuntersuchungen: Buess AG, Gelterkinden
Mai 2011





links:
Freilegung der Tapeten
in der Nebenstube des
Erdgeschosses durch
Stefan Buess.

rechts:
Der Ofen vom
«Hafnersjokeb» mit
scherenschnittartigem
Nelkenmuster. An der
Wand entsprechende
Fliesen in Brauntönen.
Die Kunst stammt aus
der Zeit um 1900.

Biel-Benken,
Strehlgasse 2. Blick
auf die gassenseitige
Fassade und die
gemauerte, west-
liche Giebelseite des
Untersuchungsobjekts,
nach Südost.



Biel-Benken, Strehlgasse 2: ein Flick-Fachwerk

Dank dem Hinweis einer Privatperson wurden wir auf das kleine Bauernhaus an der hinteren Gasse zwischen der Bieler Hauptstrasse und dem Birsig aufmerksam und konnten es vor dessen Umbau bauarchäologisch untersuchen. Auf den ersten Blick schien es sich um ein steinernes Wohnhaus mit angefügter Ökonomie in Riegelbauweise zu handeln. Die tiefe Parzellennummer liess eine frühe Überbauung des Platzes vermuten. Und tatsächlich findet sich an besagter Stelle bereits auf dem Dorfplan von Georg Friedrich Meyer von 1678 ein traufständiges Gebäude unbekannter Bauart.

Bereits beim Eintreten zeigte sich, dass der Wohnbereich in Mischbauweise errichtet war. Massives Mauerwerk fand sich abgesehen von der 80 Zentimeter dicken Giebelfassade nur im Erdgeschoss über zwei Drittel der anschliessenden, strassenseitigen Traufseite. Im östlichsten Drittel, dem unterkellerten Gebäudeteil, auf der Rückseite und ab dem ersten Obergeschoss war das Haus in Fachwerk aufgeführt. Offenbar wurde das ursprüngliche Steingebäude einst grosszügig mit Fachwerkelementen

repariert. Dies erfolgte ausschliesslich mit wiederverwendeten Bauhölzern unbekannter Herkunft, wie das Gemisch von Holzarten, Baustilen und Konstruktionen zeigt. Stilistische Vergleiche oder die Dendrochronologie waren für die Auswertung dieses Sammelsuriums unnütz. Das Haus erfuhr

Giebelinnenseite des
Wirtschaftsteiles,
datiert 1759 (?):
Spaltholzgeflecht in
Eichenfachwerk, nur
ausser verputzt.



Zugband (1) der
Flugpfetten-Strebe (2)
aus Eiche, in den Eck-
ständer (3) überblattet,
datiert 1759 (?). Blick
nach Nordwest.

zudem später weitere bauliche Veränderungen, worauf etwa die unterschiedlichsten Ausfachungen hinwiesen. Im Jahr 1759 – gemäss Bauinschrift am Tenntor – wurde die aktuelle Ökonomie inklusive Zwischengiebel zum Wohnhaus aufgestellt und die ganze Liegenschaft mit dem aktuellen Dachstuhl überdeckt.



Biel gelangte wie Benken, Binningen und Bottmingen zu Beginn des 16. Jahrhunderts in den Besitz der Stadt Basel und wurde dem Amt Münchenstein angegliedert. Das hatte zur Folge, dass sich die Bauweise und somit auch das Siedlungsbild gegenüber den umliegenden fürstbischöflichen Gebieten, die architektonisch weiterhin stark von der Sundgauer Bautradition geprägt waren, langsam wandelten. Die städtischen Bauvorschriften verlangten zwecks Einschränkung des Holzverbrauchs und von Feuersbrünsten massive Bauweisen mit Ziegeldeckung und steinernen Mauern. So datieren heute die wenigen noch erhaltenen Riegelbauten obiger Gemeinden spätestens in die erste Hälfte des 17. Jahrhunderts. Sie besitzen zudem häufig gemauerte Erdgeschosse.

Die Bauherrschaft des vorliegenden Untersuchungsobjektes scheint sich die städtischen Brandschutzvorschriften und das Holzsparen zu Herzen

>

Standort der Räucherammer
im ersten Obergeschoss,
über der im Erdgeschoss
liegenden Herdstelle.

genommen zu haben, wenn auch in einer etwas eigenständigen Art. Zudem ist bemerkenswert, dass der Wirtschaftsbau in der so genannten älteren Abbundtechnik mit geschossübergreifenden Ständern erstellt wurde, nach Bauinschrift aber erst ins Jahr 1759 datieren soll. Altertümlich muten hier auch der nur einfach geführte Brustriegel und die überblat-

teten Zugbänder an. Eventuell war um die Mitte des 18. Jahrhunderts zwar wieder genügend Bauholz und Kapital, aber weiterhin nur das Wissen über die alte Abbundtechnik vorhanden.

Durchführung und Bericht: Anita Springer
Mai 2011

Sickerschacht
beim externen
Kellerabgang.





Sissach, Kienberg.
Die Feldscheune mit
hangeitiger Einfahrt.
Blick nach Südwesten
Richtung Sissach (im
Hintergrund).

Sissach, Kienberg: Feldscheune mit Milchkeller

Die optisch markante Feldscheune liegt etwas nördlich des Kienbergerhofes am Südhang unterhalb der Ruine Bischofstein, auf 465 Metern über Meer. Ein bevorstehender Umbau und ihre mysteriöse Geschichte führten zu einer vorgängigen Untersuchung.

Aus der Sissacher Heimatkunde entnehmen wir, dass die heutige Feldscheune ein Überrest des einstigen Gehöfts «Stutz» darstelle, das am 29./30. April 1865 niederbrannte. Der Hof ist in den 1780er Jahren erstmals erwähnt, die Flur «uff dem stutz» seit 1446 bekannt. Es geht das Gerücht um, ein damaliger Bewohner habe den Hof angesteckt und sich daraufhin das Leben genommen. Tatsächlich vermerken die Brandversicherungsakten, das die Behausung auf Stutz «ganz verbrannt» sei. Der im folgenden Jahr erfolgte Neubau wird als «Scheune, Stall mit Einfahrt, Gewölbekeller, Schopf, Stein, Ziegeldach, unausgebaut» verzeichnet. Sein Rafendach fällt mit

einer für eine Ziegeldeckung eher zu flachen Neigung von lediglich 34° auf. Nur unmerklich steiler ähnelt es den Bauernhäusern des Hochjuras. Fünfzehn Jahre später wurde das etwas weiter unten gelegene «Futterhaus mit Stall» mit Wohnräumen und einer Einfahrt zum neuen Stutz-Hof ausgebaut.

Der Gewölbekeller mit hangseitigem Lüftungsschacht. Links ist eines der Nordfenster zu erkennen.



Die Laibung des Tores besteht vorwiegend aus Kalksteinspolien unterschiedlichster Bearbeitung.

Die Maueruntersuchung ergab, dass die Feldscheune in ihrer jetzigen Form ein Jahr nach der Brandkatastrophe in einem Zug erbaut worden ist. Die auffallend vielen brandgeröteten Kalkbruchsteine und Ziegelbruchstücke verteilen sich regelmässig über die ganze Gebäudehülle. An der talseitigen

Giebelfassade sind im Abstand von rund 2,5 Metern vier Lagen von Gerüstbalkenlöchern mit Baukeramik vermauert und gut ablesbar. Lediglich eine unter Zementputz liegende Flickstelle an der talseitigen Giebelfassade sowie eine schlitzfenstergrosse Nische auf einem etwas ungewöhnlichen Niveau zwischen Stall und Heuboden könnten darauf hinweisen, dass ältere Mauerreste integriert worden wären. In einem Sondierschnitt im hängseitigen, oberen Wagenpark findet sich wenig Baukeramik und Holzkohle. Im talseitigen Gewölbekeller fehlt hingegen ein Niveau mit Brandschutt, was auf ein nach dem Brand grosszügig erfolgtes Abgraben des Hanges hinweisen dürfte. Nach dem Hangverlauf zu schliessen könnte der ursprüngliche Hof im anschließenden, etwas flacheren Gelände weiter oben oder daneben gestanden haben. Zusätzliche Boden Sondierungen könnten hier Aufschlüsse liefern.

Erwähnenswert ist der als Milchkeller zu interpretierende Keller mit Tonnengewölbe. Die zwei nordseitigen Fenster und eine bodennahe, mit Ziegeln zugestopfte mögliche Öffnung sorgten für kühle



Frischluff. Zwei nach oben abgehende Lüftungsschächte ermöglichten eine gute Luftzirkulation. Das konstante, kühl-feuchte Raumklima bot ideale Voraussetzungen für die Milchlagerung und ersparte den täglichen Transport hinunter ins ein Kilometer entfernte Dorf. Die weiter oben gelegene Flur «Chienbergbrunnen» lässt einstige Matten vermuten. Zwischen den für die Region typischen Obstbäumen liess sich Gras für die Stallfütterung gewinnen. Der grosszügige Heustock weist auf intensive Graswirtschaft hin.

Eine der unbeantworteten Fragen betrifft die Herkunft der unzähligen Buntsandsteine, die als Eckquader oder als Bruchstücke im Mauerwerk verbaut wurden. Die Spolien weisen unterschiedlichste Farbtöne und Bearbeitungsspuren auf. Handelt es sich um wiederverwendetes Baumaterial der 870 Meter entfernt liegenden Burgruine Bischofstein, die beim grossen Erdbeben von Basel 1356 zerstört wurde? Anscheinend stammen Gewändeteile der Stallfenster des zum benachbarten Hof Isleten gehörenden Feldstalls aus dem Burgschutt. Wahr-

scheinlicher scheint aber, dass das Material für den Bau des ersten Stutz-Hofes aus dem Dorf zusammengetragen wurde.

Durchführung und Bericht: Anita Springer
November 2011

Im Eckquaderverband
sind mehrheitlich
Spolien aus Sandstein
vermauert.



Liestal, Brunngwegli 1 und 3: eine verschwundene Häuserzeile

Der Strassenzug entlang des kleinen Orisbaches im Nordwesten der alten Stadtbefestigung von Liestal erinnert heute, nach dem Abbruch der zwei langgestreckten Liegenschaften, an die Situation vor der Bebauung dieses Areals im späteren 18. Jahrhundert. Unscheinbare Reste der spätestens im 17. Jahrhundert errichteten Hangstützmauer stehen als Relikt

des dahinter kultivierten Rebbaus, der bis ins 19. Jahrhundert für viele Kleinbauern und Kleinhandwerker Liestals lebenswichtig war. Ein Gefälle von knapp vier Metern Höhenunterschied prägt auch heute noch den Bereich zwischen Stadtmauer und einstigem Rebberg.

Dieser Hang war mit zwei kleinen Wasserläufen, der im eigentlichen Stadtgraben fliessenden Schleifewuhr und dem am Hangfuss verlaufenden Orisbach, topografisch gestaltet. Im Zuge der allmählichen Stadtentfestigung entstand auf dem Geländestreifen entlang der Rebmauer eine schmale Häuserzeile. Die Gebäude lieferten bescheidene Wohnverhältnisse für diverse Handwerker, darun-

Liestal, Brunngwegli 1 und 3. Bericht in der Basler Zeitung über den Abriss der Häuser.

basel.land.

Baz | Dienstag, 25. Januar 2011 | Seite 28

Archäologische Blitzaktion im Stedtl Liestal. Letzte bauliche Reste des alten Rebgartens müssen neuer Überbauung weichen

Überwunden sind die heftigen Liegenschaften im Brunngwegli 1 und 3. Die Bausubstanz ist heute fast gänzlich abgetragen. Nur die Fundamente des alten Gebäudes sind noch zu sehen. Die Grundrissstruktur des Hauses ist nun nur noch ein Haufen Erde. Die Grundrissstruktur des Hauses ist nun nur noch ein Haufen Erde. Die Grundrissstruktur des Hauses ist nun nur noch ein Haufen Erde.



Neue Einbauten. Arbeiterinnen an der Baustelle im Brunngwegli 1 und 3 in Liestal.

Der Archäologe Bernhard Wehrli vom Institut für Denkmalpflege in Liestal hat die letzten Reste des alten Rebgartens in der Stadt Liestal freigelegt. Die Fundamente der Gebäude sind heute fast gänzlich abgetragen. Nur die Fundamente des alten Gebäudes sind noch zu sehen. Die Grundrissstruktur des Hauses ist nun nur noch ein Haufen Erde.

Die Überreste der Häuser sind heute fast gänzlich abgetragen. Nur die Fundamente des alten Gebäudes sind noch zu sehen. Die Grundrissstruktur des Hauses ist nun nur noch ein Haufen Erde.

Die Überreste der Häuser sind heute fast gänzlich abgetragen. Nur die Fundamente des alten Gebäudes sind noch zu sehen. Die Grundrissstruktur des Hauses ist nun nur noch ein Haufen Erde.

Die Überreste der Häuser sind heute fast gänzlich abgetragen. Nur die Fundamente des alten Gebäudes sind noch zu sehen. Die Grundrissstruktur des Hauses ist nun nur noch ein Haufen Erde.

Mit und ohne Porto

Die Postämter sind heute fast gänzlich abgetragen. Nur die Fundamente des alten Gebäudes sind noch zu sehen. Die Grundrissstruktur des Hauses ist nun nur noch ein Haufen Erde.

Die Postämter sind heute fast gänzlich abgetragen. Nur die Fundamente des alten Gebäudes sind noch zu sehen. Die Grundrissstruktur des Hauses ist nun nur noch ein Haufen Erde.

Die Überreste der Häuser sind heute fast gänzlich abgetragen. Nur die Fundamente des alten Gebäudes sind noch zu sehen. Die Grundrissstruktur des Hauses ist nun nur noch ein Haufen Erde.

Rebberg-Versammlung

Die Rebberg-Versammlung ist heute fast gänzlich abgetragen. Nur die Fundamente des alten Gebäudes sind noch zu sehen. Die Grundrissstruktur des Hauses ist nun nur noch ein Haufen Erde.

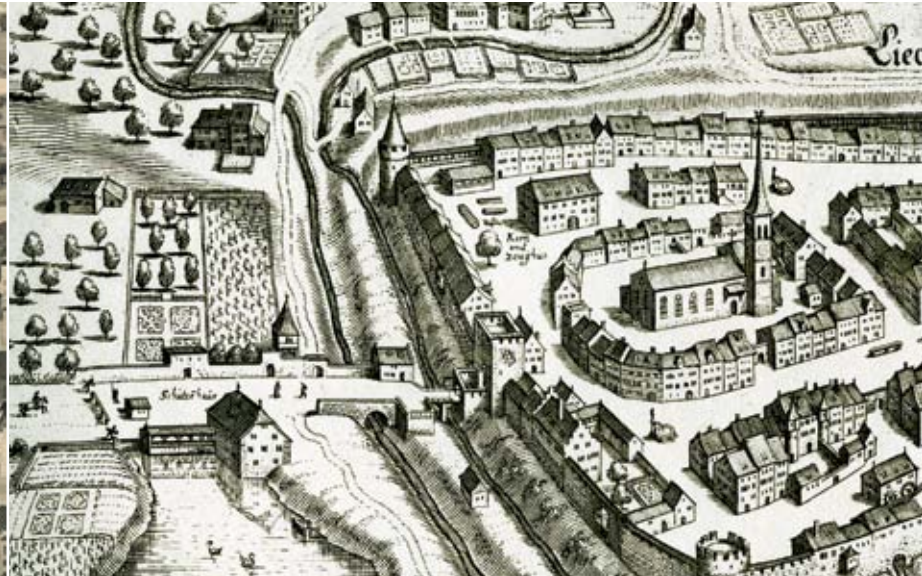
> Der Rebberg nördlich der Altstadt im Ausschnitt einer Sepiazeichnung von L. Wagner, 1884 (Zentralbibliothek Zürich, Graphische Sammlung).

ter einen Wegmacher, Kaminfeger, Metzger und Schreiner, und sie erfuhren viele Handänderungen und nicht mehr nachvollziehbare Umbauten. In drei Stockwerken à zwei Zimmern wohnten teilweise drei Familien. Urs Plattner, aus einer der unzähligen Bäckerfamilien von Liestal, betrieb hier in den Jahren 1838–1859 sogar eine Backstube. Neben

ebenerdigen Kellern für die Lagerung von Fässern zeugten Ställe und Heubühnen von nebegewerblich betriebener Landwirtschaft. Nun sind die Häuser verschwunden und mit ihnen ein Stück schillernder Liestaler Stadtgeschichte.

Durchführung und Bericht: Anita Springer

In der Stadtansicht von Merian (1642) ist das Gelände vor dem Stadtgraben noch unüberbaut und mit Reben bepflanzt.



CIGARETTES
MOHAMED
BEN ALI



EN TABAC TURC

Fundabteilung

2011 nahm die Fundabteilung 59 Kisten Fundmaterial von 14 neu registrierten Fundstellen und Bauuntersuchungen entgegen. Dies ist ein kleineres Volumen als in den vergangenen Jahren, in denen die Abteilung zeitweise regelrecht von Fundmassen erdrückt wurde. So konnte unser dreiköpfiges Team dieses Jahr unter anderem auch eine grössere Altgrabung mit 2621 Funden in unserer topmodernen Datenbank erfassen. Es handelt sich dabei um das Fundmaterial der ab 1981 ausgegrabenen Grottenburg Riedflue bei Eptingen, die als wichtige Referenzfundstelle gilt. Insgesamt inventarisierte die Fundabteilung 2011 über 14.000 Objekte.

Es gelang, einen Grossteil des 2011 neu anfallenden Fundmaterials laufend zu inventarisieren. Zuerst wurde anfangs des Jahres aber noch das Inventar der Grabung Pratteln, St. Jakobsstrasse – die römische Villa «Kästeli» – abgeschlossen. Des Weiteren wurde Material von 143 kleineren Fundstellen, die schon seit mehreren Jahren im Neufunddepot lagerten, endlich aufgearbeitet. In der zweiten Jahreshälfte beschäftigten wir uns schwerpunktmässig mit der Grabung Seltisberg, Im Winkel.

Eine interessante Abwechslung im Fundabteilungsalltag bieten die zumeist neuzeitlichen Funde von Bauuntersuchungen. So sind auf unseren Tischen nicht nur «uralte» Scherben ausgelegt, sondern auch mal eine hübsch lithographierte Zigarettenschachtel, ein eindruckvolles, komplett verrostetes Bügeleisen oder eine Glasflasche von Golliez, einer in Murten beheimateten Apotheke. Diese «jungen» Objekte haben den gleichen wissenschaftlichen Wert wie «ganz alte»: Jeder geborgene Fund, egal ob prähistorisch oder neuzeitlich, stammt aus einem bestimmten Ensemble, das sich durch die darin enthaltenen Funde datieren und interpretieren lässt. Jedes Fragment – ob 100 oder 10'000 Jahre alt – ist ein weiteres Puzzlestück zur Rekonstruktion unserer Vergangenheit.

Christine Gugel

<
Zigarettenschachtel aus
einer Bauuntersuchung
an der Hauptstrasse
119 in Bubendorf.

Von Horgen zu Hornberg – und mehr als 4650 Jahre dazwischen

Oberdorf, Uli
Schadweg. Topf der
jungsteinzeitlichen
Horgener Kultur. Höhe
33,5 Zentimeter.

In die Fundabteilung gelangen Objekte aus tausenden Jahren Kulturgeschichte. Ab dem Neolithikum, das heisst ab etwa 5500 v. Chr., machen Keramikfragmente einen zunehmend grösseren Anteil des Fundspektrums aus. Um die zum Teil sehr kleinen Scherben einer bestimmten Zeitstellung zuzuordnen

zu können, braucht es grosse Kenntnisse bezüglich der Gefässformen und Töpfertechniken.

In der Grabung am Uli Schadweg in Oberdorf wurden jungsteinzeitliche Scherben entdeckt (s. Jahresbericht 2010). Sie waren aufgrund der sehr dickwandigen, extrem grob gemagerten Scherben, die so nur aus der Horgener Kultur (3400–2800 v. Chr.) bekannt sind, leicht identifizierbar. 169 dieser Scherben liessen sich zu 2 Topffragmenten mit der typischen Zylinderform zusammensetzen. Die Töpfe wurden nicht nur zur Lebensmittelaufbewahrung, sondern auch zum Kochen gebraucht, wie verkohlte Speisereste belegen. Noch nie wurden im Baselbiet, fernab der Seeufersiedlungen, derart grosse Gefässfragmente aus dieser Kultur gefunden!

Nach solch ehrwürdig alten Funden gab es kurz darauf das Kontrastprogramm: Im Fundmaterial aus dem Bereich eines Kellers in Arlesheim, Ermitagestrasse 33, leuchtete uns eine schwarz-gelb gestreifte Scherbe entgegen, die wegen ihrer Farbgebung schnell den Namen «Biene Maja-Scherbe» erhielt.



Das Fundstück wurde zunächst für sehr modern gehalten, da es an Kindertassen aus der eigenen Jugendzeit erinnerte. Eine Recherche ergab jedoch ein wesentlich höheres Alter. Den Hinweis dazu lieferte der gestempelte Schriftzug «Hornberg» auf dem Boden. Es stammt aus der berühmten Steingutfabrik Duravit in Hornberg im Schwarzwald, die Georg Friedrich Horn 1817 gründete. 1905 begann man «sanitäre Spülwaren» aus Hartsteingut zu produzieren, die unter dem Namen «Duraba» weltweit als Luxusware vertrieben wurden. Da man 1912 die Produktion des Steingutgeschirrs bei Duravit einstellte, kann unser Gefäß nicht nach diesem Zeitpunkt hergestellt worden sein.

Eine Kakaokanne aus der Hornberger Manufaktur, die um 1850 produziert wurde, zeigt im Bodenbereich bezüglich des schwarz-gelb gestreiften Dekors grosse Ähnlichkeit mit unserer Scherbe. Gehörte auch unser Gefäß zu einem Kakaoservice aus der Mitte des 19. Jahrhunderts? Wer waren die Bewohner dieser Liegenschaft, die sich solches Luxusgeschirr leisten konnten? An diesem Beispiel zeigt sich

sehr schön, wie ein einzelner Fund – im wahrsten Sinne des Wortes richtig gelesen – interessante Fragen zur Sozialgeschichte aufwerfen kann.

Bericht: Christine Gugel

Arlesheim, Ermitagestrasse 33. Fragment einer Hornberger Kakaokanne (oben rechts ein vergleichbares ganzes Gefäss).





Dittingen, Hübelweg 2.
Der latènezeitliche
Mühlstein aus
permischer Brekzie.
Durchmesser
35 Zentimeter.

Dittingen: ein Mühlstein aus permischer Brekzie

Im Dezember 2010 wurde der Archäologie Baselland ein vollständig erhaltener Mühlstein aus Dittingen gemeldet. Eine telefonische Rückfrage bei der Familie Aspriorn erbrachte, dass man den Stein bereits 1978 bei Kanalisationsarbeiten vor ihrem Haus gefunden hatte. Schon bald kam der Verdacht auf, dass es sich beim Gestein um etwas ganz Besonderes handeln könnte: eine sogenannte permische Brekzie, auch rotliegende Brekzie genannt. Der rund 23 Kilogramm schwere Stein gelangte zwecks Bestimmung und Untersuchung zur Archäologie Baselland nach Liestal, wo sich der Verdacht schnell bestätigte.

«Das durch Verkieselung klingend hart gewordene Gestein eignet sich ausgezeichnet als Mühlstein, da es porös und zäh zugleich ist». So umschreibt Marcel Joos 1975 die Eigenschaften der permischen Brekzie. Diese besteht aus einer sandig-tonigen Grundmasse, in der schwach bis gut verrundete Komponenten aus Graniten, Apliten und Quarzporphyten sowie Quarz und Feldspäte eingebettet sind. Bereits seit den 1910er Jahren waren Mühlsteine aus permischer Brekzie von den Ausgrabungen in der alten

Gasfabrik in Basel – dem heutigen Novartis Campus – bekannt. 1915 wurde in einer Grube ein komplettes, gut erhaltenes Exemplar einer Handmühle, bestehend aus Mahlplatte und Läufer, entdeckt. Dieses Paar wurde später im Historischen Museum Basel wieder aufgebaut und als besondere Attraktion durfte jedermann damit Korn mahlen.

Rekonstruktionen einer Getreidemühle im Historischen Museum Basel (Philipp Emmel, Peter Heman).



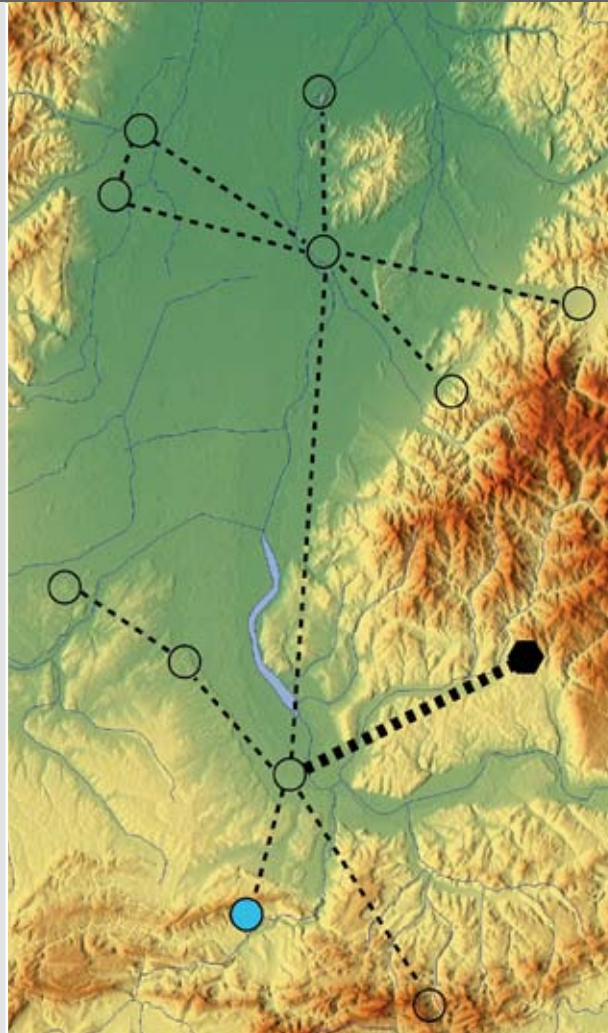
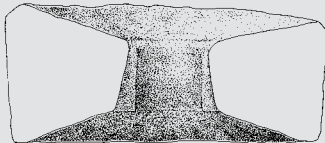
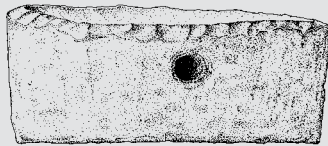
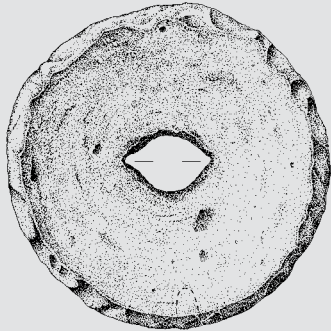
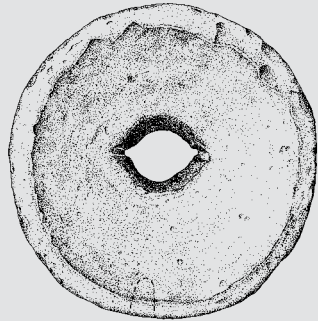
In der Abbaustelle
bei Schopfheim lagen
1975 noch zahlreiche
Halbfabrikate von
Mühlsteinen herum
(Marcel Joos).

Der Durchbruch in der Forschung gelang Marcel Joos 1975: Er konnte bei der Schweigmatt am Fusse des Südschwarzwaldes, bei Schopfheim-Raitbach im Wiesental (Kreis Lörrach), eine auf zwei Kilometer Länge und 200–350 m Breite begrenzte Aufschlussstelle identifizieren. Zwar ist der endgültige Nachweis eines alten Steinbruchs an dieser Stelle

noch ausstehend, aber immerhin liessen sich einige Rohlinge und Halbfabrikate identifizieren, weshalb die Herkunft als gesichert gelten kann. Joos veröffentlichte damals eine erste Verbreitungskarte, welche seither dank weiteren Funden und Entdeckungen verfeinert werden konnte.

Es scheint, dass die Steine – abgesehen von wenigen Ausnahmen – vorwiegend im Oberrheintal, also im Stammesgebiet der Rauriker Verwendung fanden. Dieses auch bei Cäsar und im Namen der späteren römischen Kolonie Augusta Raurica belegte Volk nutzte die Gesteinsart nicht nur für Mühlen, sondern auch für Mörser. Dank der Kenntnis seiner Verbreitung ist es möglich, einen lokalen Handel zwischen den spätlatènezeitlichen Siedlungen in der Region zwischen Vogesen, Schwarzwald und Jura nachzuweisen. Wahrscheinlich wurden die schweren Mühlsteine vor Ort zugehauen und dann auf dem Wasserweg Wiese-Rhein zum Umschlagplatz Basel verbracht. Von dort erfolgte der Gütertausch über den Oberen Hauenstein bis ins Schweizer Mittelland und über das Birstal ins Delsbergerbecken.





links:
Zeichnung des
Mühlsteins, M 1:8.

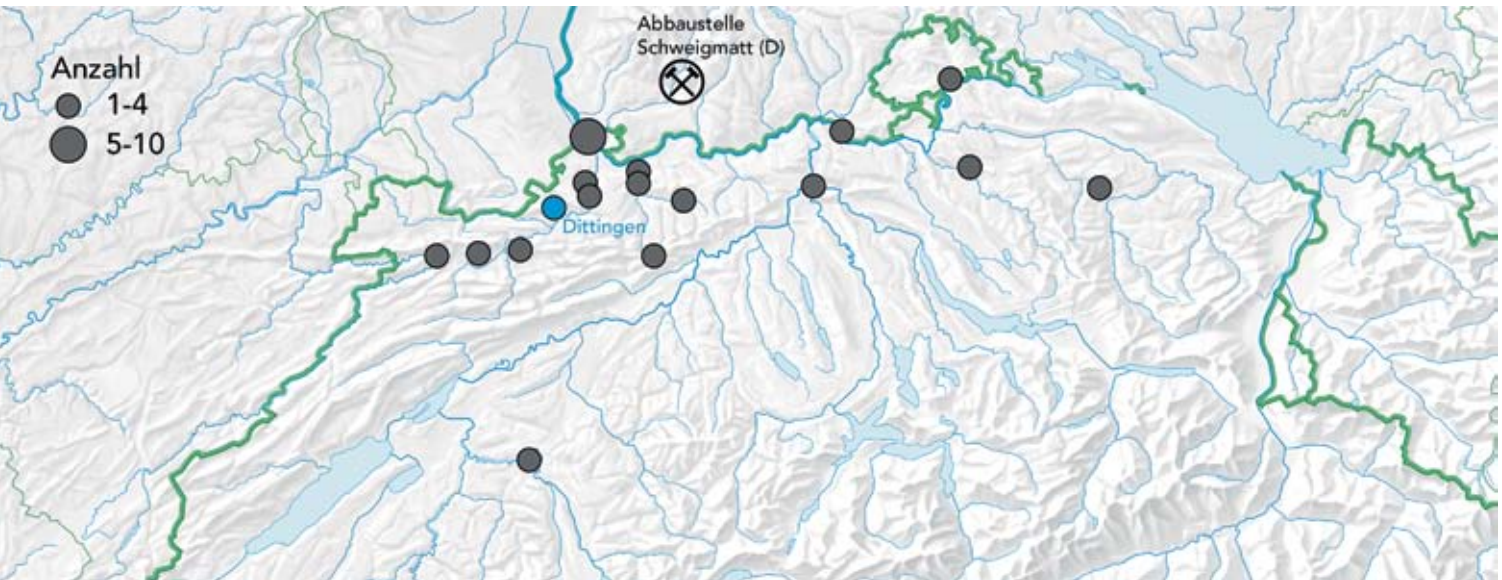
rechts:
Mögliche Routen für
den Handel mit Mühl-
steinen aus permischer
Brekzie. Achteck: Lage
des vermutlichen Stein-
bruchs Blau: Fundort
Dittingen.

Die Verbreitung
der Mühlsteine aus
permischer Brekzie im
Gebiet der heutigen
Schweiz.

Die Forschung geht davon aus, dass sich der Abbau des Gesteins auf die Spätlatènezeit (LT D) beschränkt hat, auch wenn einzelne Fragmente in frühromischen und mittelalterlichen Zusammenhängen gefunden werden. Ab der Römerzeit scheinen andere Gesteine bevorzugt worden sein – hauptsächlich Buntsandsteine. Bei Steinen, die

in jüngeren Schichten gefunden wurden, könnte es sich um Weiter- respektive Zweitverwendungen handeln.

Der 2010 wiederentdeckte Mühlstein aus Dittingen stellt eindeutig den oberen Teil einer Handmühle dar. Er ist ausserordentlich gut erhalten, ganze Stücke sind



eher selten. Der Fundort bildet in der Verbreitungskarte ein wichtiges Bindeglied zwischen der Nordwestschweiz und dem Delsberger Becken. Seine Datierung kann aus oben genannten Gründen vorsichtig in die Spätlatènezeit gesetzt werden. Bislang sind jedoch keine anderen Objekte dieser Zeitstellung aus Dittingen bekannt. Allgemein gibt es aus dem gesamten Laufental nur sehr wenige Funde aus dieser Epoche. Etwas besser sieht es für nachfolgende Römerzeit aus. Ab dem 1. Jahrhundert n. Chr. verdichten sich die Siedlungspuren. In Dittingen gab es eventuell einen römischen Kalksteinbruch.

Seine hervorragende Erhaltung und die geringe Abnutzung lassen vermuten, dass der Mühlstein kaum oder eher kurz in Gebrauch war. Da der Stein 1978 unbeobachtet geborgen wurde, ist unklar, wie und warum er an dieser Stelle in den Boden gelangte. Dittingen liegt etwas abseits der vermutlichen Handelsroute entlang der Birs, folglich ist es eher unwahrscheinlich, dass er von einem Händler dort «lieggelassen» wurde. Auch eine absichtliche

Deponierung scheint eher abwegig, da in diesem Falle weitere Objekte oder auch der untere Teil der Mühle zu erwarten gewesen wären. Ohne weitere Entdeckungen in der Nähe des Fundortes wird sich diese Frage kaum beantworten lassen.

Bericht: Andreas Fischer

Der Dittinger Mühlstein wurde in einem Kanalisationsgraben ungefähr an der Hausecke in der Bildmitte gefunden.



Andalusisches Olivenöl im römischen Seltisberg

Seltisberg,
Im Winkel. Henkel
einer Ölamphore mit
Herstellerstempel.

Amphoren sind das Transportgefäß des römischen Imperiums schlechthin. In ihnen wurden in erster Linie Lebensmittel aus dem Mittelmeerraum wie Wein, Öl, Oliven, Honig oder Datteln verhandelt. So mussten Römer, die fernab des stadtrömischen Luxus in den Provinzen lebten, nicht auf diese Köstlichkeiten und Delikatessen verzichten. Auch im rö-

mischen Gutshof «Im Winkel» in Seltisberg ist eine nicht unbedeutende Menge an Amphorenscherben zu Tage gekommen.

Als archäologische Quelle sind Amphoren interessant, da sie Informationen auf die Produktion, den Handel sowie die verhandelten Waren liefern und so Rückschlüsse auf das Konsumverhalten der Bevölkerung ermöglichen. Oftmals kann dies nur mittels Form- und Tonalysen ermittelt werden. In seltenen Fällen sind aber auch Pinselaufschriften und Stempel an den Henkeln angebracht, die zusätzliche Informationen über die Herkunft und Hersteller der Amphoren liefern.

Ein solch seltener Stempel kam im Fundmaterial von Seltisberg nach dem Waschen der Scherben zum Vorschein. Der Abdruck ist vollständig und befindet sich auf dem Henkelfragment einer bauchigen Amphore des Typs «Dressel 20». Heute weiss man, dass darin Olivenöl aus Spanien importiert wurde. Nach der Henkelform lässt sich der Stempel in die zweite Hälfte des 1. Jahrhunderts n. Chr. datieren.



Der Schriftzug des Stempels weist eine Ligatur auf, wie sie für die Zeit typisch ist: die Buchstaben M und A sind miteinander verschmolzen. So lässt sich das Wort «ROMANI» entziffern. Es handelt sich hierbei um ein sogenanntes *Cognomen* – einen Beinamen. Benannt wird damit der Töpfer der Amphore beziehungsweise der Verwalter der Töpferei.

Die genaue Lokalisierung des Stempels und somit auch des Produktionsortes des Gefäßes ist dank der guten Forschungslage relativ einfach. Die Spur führt uns in die römische Provinz *Baetica* im heutigen Spanien ins Tal des Guadalquivir zwischen Sevilla und Cordoba. Dort, am schiffbaren Nebenfluss Gentil, konnte in der andalusischen Stadt Las Delicias das Herstellungszentrum der «ROMANI»-Amphoren ausgemacht werden.

Vor langer Zeit also wurde unsere Amphore einst im südlichsten Spanien von einem Töpfer namens ROMANVS hergestellt, mit frisch gepresstem Olivenöl abgefüllt und danach auf Wasserstrassen und dem beschwerlichen Landweg bis nach Seltisberg transportiert, wo sie ihren Zweck als Transportgefäß

erfolgreich erfüllt hatte. Heute ist vom einst über 30 Kilogramm schweren Behältnis zwar nur noch ein kärglicher Henkel überliefert. Aber mit diesem leicht zu übersehenen Stempel gewinnt das Stück an unschätzbarem archäologischem Wert.

Bericht: Sandra Billerbeck

Der Stempel mit dem Namen «ROMANI» ist auch mehrfach in der Römerstadt Augusta Raurica belegt.



Ein Schlangentopf in der römischen Villa von Seltisberg

Seltisberg, Im Winkel.
Das Wandfragment
eines so genannten
Schlangentopfes.
Länge acht Zentimeter.

Eine kleine, besondere Scherbe aus der römischen Villa von Seltisberg gab der Fundabteilung lange Zeit Rätsel auf. Schliesslich war aber klar, dass es sich nicht um irgendeine Bodenscherbe mit schlecht ausgeführtem Ringfuss handelt, sondern um ein spezielles Stück: die Wandscherbe eines römerzeit-

lichen Kultgefässes, eines so genannten Schlangentopfes!

Vergleiche aus Augst zeigen deutlich, dass die gewundene Tonauflage eine Schlange darstellte. Solche Schlangen hat man an Gefässen keltischer Tradition – meistens hohen Tonnen oder Flaschen – angebracht. Produziert wurde unser Exemplar wahrscheinlich in Augst.

Der eigentliche Zweck der Schlangengefässe ist zwar nicht bekannt, es wird aber eine Verwendung im kultischen Bereich vermutet. Darauf weist die



Schlange selbst hin, die in der römischen Mythologie mit der Erde in Zusammenhang gebracht wird und dabei eine Fruchtbarkeits-, Wiedergeburt- und Schutzfunktion zugesprochen bekommt. Schlangentöpfe sind wahrscheinlich bei Zeremonien am Hausaltar, dem *Lararium*, eingesetzt worden.

Neuere Forschungsergebnisse zeigen, dass die Schlangentöpfe aus Augster Produktion im ganzen Gebiet der heutigen Nordwestschweiz bis nach *Vindonissa* (Windisch) verbreitet waren. Sie waren zwischen der zweiten Hälfte des 1. und der ersten Hälfte des 2. Jahrhunderts n. Chr. in Gebrauch. Selten tauchen sie sogar noch im 3. Jahrhundert auf. Auch im Ge-

biet des heutigen Baden-Württemberg und aus dem Wallis sind Schlangengefäße überliefert, die sich aber typologisch deutlich von den Augster Beispielen unterscheiden.

Bericht: Johann Savary

Zum Vergleich:
Zwei ganz erhaltene
Schlangentöpfe aus
Augusta Raurica
(Römerstadt Augusta
Raurica).



Wer sucht, der findet – öfters auch was anderes

Therwil, Bantel. Das
Bechergewicht im
Fundzustand.

Während des Schwabenkriegs, am 22. April 1499, lauerten Eidgenössische Soldaten auf dem Bruderholz österreichischen Truppen auf, die zuvor Dornach geplündert hatten und nun mit reicher Beute auf dem Weg ins Elsass waren. Der Überraschungsangriff gelang, der Verband aus Solothur-

nern, Bernern und Luzernern nahm den Feinden das Raubgut wieder ab und jagte sie davon – viele starben. Ein einfacher Gedenkstein im Wald und ein Denkmal in Reinach erinnern an dieses Gefecht, doch das eigentliche Schlachtfeld ist nicht genau lokalisiert.

Der ehrenamtliche Späher Thomas Winkler ist diesem Ort schon länger auf der Spur. Immer wieder suchte er Fluren in der fraglichen Gegend nach entsprechenden Objekten ab, so auch am 29. September 2011. Diesmal machte er – nebst den üblichen, kaum zu identifizierenden, rostigen Eisenobjekten – einen interessanten Fund: eine kleine, trichterförmige Dose aus Buntmetall, die ziemlich schwer in der Hand lag. War das endlich ein Gegenstand, der im Gefecht verloren gegangen war?

Die Hoffnung wurde leider enttäuscht. Das rund zwei Zentimeter hohe Objekt mit einem maximalen Durchmesser von 3,7 cm entpuppte sich schnell als vormetrisches Bechergewicht aus der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts. In der Dose sind Becher ineinandergestapelt, wobei sich das Gewicht zum



Nächstkleineren jeweils halbiert. Damit hatte man ein handliches Instrument, um auf den Märkten und im Handel geringe Mengen abzuwägen.

Natürlich mussten sich die Becher nach einem Masssystem richten und der Hersteller für die Eichung der Gewichte garantieren. Diese Angaben finden sich meist auf den Objekten eingepunzt. Wer das Gewicht fabriziert hat, ist im vorliegenden Fall nirgends vermerkt. Einzig auf dem ersten Becher konnte die Restaurierung eine undeutliche, kaum mehr lesbare Angabe zum Gewicht nachweisen: «I O», gemeint ist 1 Once (Unze). Aufgrund dieser Inschrift, des Gesamtgewichts von etwa 116 Gramm und von stilistischen Vergleichen handelt es sich zweifelsfrei um ein französisches Viertelpfund, das ursprünglich demnach um die 122 Gramm schwer war.

Der Restaurierung gelang es, das Scharnier und den Deckel soweit freizulegen, dass sich die Dose wieder öffnen lässt. Auch die wahrscheinlich insgesamt sieben Einsätze im Innern konnten teilweise getrennt werden. Wer das Fundstück abseits der Siedlung

verloren hat, wissen wir leider nicht. Aber die Geschichte zeigt wieder einmal sehr schön: Wer sucht, der findet – nur nicht unbedingt das, worauf er aus war.

Bericht: Andreas Fischer

Das fertig restaurierte
Gefäß-Set.



Im Waschhaus an der Hauptstrasse 66 in Pratteln war als Absatz für eine Lichtnische eine römische Säulenbasis – verkehrt herum – eingemauert.



Pratteln: Eine Säulenbasis auf Reisen

Manchmal braucht es den treffsicheren Instinkt einer guten Bauforscherin: Wie die Spitze eines Eisberges ragte ein unscheinbarer Teil einer römischen Säulenbasis aus der Wand eines Waschhauses in Pratteln (siehe S. 74 ff.). Wäre dieser Stein dem geübten Auge entgangen, wäre die Archäologie um ein spannendes Fundobjekt ärmer gewesen respektive es wäre wohl beim Abbruch zumindest schwer beschädigt worden.

Mit der Freilegung und Bergung des Stückes tauchten sofort viele Fragen auf. Woher stammt das aufwändig gestaltete Architekturteil? Wie kam es dazu, dass es als profane Bank einer Lichtnische bis fast zur Unkenntlichkeit in einem Waschhaus eingemauert wurde?

Schnell war klar, dass der Säulenfuß nicht von einer der römischen Villen in Pratteln stammen konnte. Zwar war der Durchmesser mit rund 48 Zentimetern nicht ausserordentlich gross; die Ausgestaltung des Säulenschaftes mit Kanneluren, die zudem mit

sogenannten Pfeifen gefüllt waren, sprach aber dafür, dass das Objekt zu einem repräsentativen, öffentlichen Gebäude oder Tempel gehören musste. Die Spur führte also in die römische Koloniestadt Augusta Raurica. Es bestand die Hoffnung, dass sich ein vergleichbares Stück finden liesse.

Mögliche Herkunft?
Vielleicht stammt die Säulenbasis vom Schönbühltempel in Augst (Augusta Raurica).



Im Steindepot von Augusta Raurica lagern einige vergleichbare Stücke (Augusta Raurica).

Ein Besuch im Steindepot endete allerdings mit einer gewissen Ernüchterung. Zwar konnten einige vergleichbare Säulenbasen und vor allem auch Säulenschäfte ausfindig gemacht werden. Doch die Stücke, die am Besten passten, stammten aus der Kaiseraugster Kastellmauer, die aus vielen Altbau-

teilen (so genannten Spolien) errichtet worden war, die die Römer gegen Ende des 3. Jahrhunderts aus der teilweise zerstörten Oberstadt zusammengetragen hatten. Denn bereits damals war das Recycling von gut zugehauenen Architekturteilen an der Tagesordnung. Und da der Bau der Befestigung relativ schnell vonstatten gehen musste, schreckten die Erbauer nicht einmal davor zurück, alte Grabsteine einzumauern.

Doch wie gelangte unser Stück nach Pratteln? Dazu hilft ein Blick in den Boden und ins Archiv. Die Überreste der Römerstadt dienten auch im Mittelalter und der Neuzeit als «Steinbruch» für die lokale Bevölkerung. Davon zeugen zahlreiche Erlasse und Gerichtsurteile aus dem 18. Jahrhundert. Der Basler Stadtrat verbot den lokalen Bauern wiederholt, das «heydnische Mauerwerk zu demolieren und völliglich in Ruin zu setzen» beziehungsweise Steine wegzunehmen. Dies geschah aber nur bedingt aus einer Schutzabsicht; vielmehr war die Obrigkeit daran interessiert, «dieses Steinwerk, falls es zu Gebäuden tauglich, zu den Publici Handen zu ziehen».



Dass diese Verbote öfters wiederholt werden mussten und es auch zu Gerichtsurteilen kam, zeugt aber davon, dass sich die ortsansässige Bevölkerung wenig darum kümmerte.

Gegen Ende des 18. Jahrhunderts kam es dann zu einem eigentlichen Antikenfieber: Basler, die es sich leisten konnten, wie etwa die Seidenbandfabrikantenfamilie Forcart-Weiss im Württembergerhof, verschönerten ihre Gärten mit antiken Architekturteilen. Zur Gewinnung von schönen Stücken wurden sogar extra Ausgrabungen durchgeführt. Erst in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts beginnt der Schutz der Ruinen – teilweise dank Landkäufen durch die Historische und Antiquarische Gesellschaft Basel – langsam zu greifen. Eine der letzten Meldungen über abtransportierte Architekturteile betrifft ausgerechnet die Gemeinde Pratteln: 1829 schenkten die Augster zur Zierde des neuen Friedhofes beim Schloss zwei römische Säulen.

Wann genau und zu welchem Zweck unser Stück aus Augst abtransportiert wurde, lässt sich nicht

mehr genau eruieren. Es ist aber mit einiger Sicherheit davon auszugehen, dass es 1841 erst in Drittverwendung im Waschhaus eingebaut wurde und vorher wohl ein repräsentativeres Bauwerk schmückte.

Bericht: Andreas Fischer

Die romantische Grotte im Garten der Familie Forcart-Weiss, um 1900, mit römischen Säulen (Kantonale Denkmalpflege Basel-Stadt).





Konservierungslabor

Im Jahr 2010 wurde das Projekt «Sachgerechtes Umpacken von Metallfunden» in einer ersten Phase abgeschlossen. Im Berichtsjahr trat es nun unter dem Titel «Depot-Optimierung – Metallfunde umpacken» in eine zweite Phase, die auf den folgenden Seiten näher erläutert wird.

Mittlerweile ist die Restaurierung sämtlicher wichtiger Einzelfunde der Grabung Pratteln-Kästeli abgeschlossen. Ausserdem wurden im Berichtsjahr zirka 320 Metallfunde aus vier Grabungen erfasst und teilweise restauratorisch-konservatorisch bearbeitet. Im Rahmen des Praktikums einer Studentin der Fachhochschule Bern wurde das Projekt «Kleben, Aufbauen und Stabilitätsmassnahmen an einem Prunkgefäss» in Angriff genommen. Ziel ist die Erarbeitung einer neuen Methode zur Erhaltung, Rekonstruktion und Präsentation eines Kegelhalsgefässes der Älteren Eisenzeit aus Reinach-Mausacker (s. Jahresbericht 2006).

Für die kleine Ausstellung «Franz Leuthardt» im Foyer des Museum.BL wurden einige archäologische Funde ausgesucht, restauratorisch aufgearbeitet und für die Präsentation bereitgestellt. Im September schliesslich erfolgte der Start zum mehrjährigen Projekt «Fundmünzen des Kantons Basel-Landschaft». In enger Zusammenarbeit mit der Archäologie Baselland werden Experten des «Inventars der Fundmünzen der Schweiz» IFS in den nächsten Jahren sämtliche erhaltenen Münzen aus archäologischen Grabungen wissenschaftlich auswerten und publizieren. Zahlreiche Stücke sind zuvor restauratorisch-konservatorisch zu bearbeiten.

Roland Leuenberger

<

Neueingänge: Kiste mit
Bodenfunden aus Glas
und Metall der Grabung
Seltisberg, Im Winkel 2.

Verbesserte Lagerbedingungen für Metallfunde. Objekte, die wegen ihrer Grösse nicht in die Kisten passen, werden neu mit Trockenmittel und Indikator vakuumiert eingeschweisst und in einem Schubladenkörper gelagert.



Kampf dem Zerfall – Verbesserung der Lagerbedingungen für Metallobjekte

Seit Februar 2011 läuft im Konservierungslabor die zweite Phase eines Projektes, das die Optimierung der Lagersituation der archäologischen Objekte – insbesondere der Metallfunde – zum Ziel hat. In einem ersten Schritt wurden im Jahr 2010 sämtliche Kisten der archäologischen Sammlung gesichtet und Material, Verpackungsart, Platz, Organisation und Sauberkeit erfasst. Das Ziel dieser Zustandserfassung war es, die Funde, die teilweise schon seit Jahrzehnten unberührt im Depot liegen, auf eine konservatorisch korrekte Lagerung hin zu überprüfen und in einem weiteren Schritt auch den Notrestaurierungsbedarf abzuschätzen.

Per Oktober 2009 standen im Archäologiedepot 2'186 Kisten aus 87 verschiedenen Gemeinden. Die Lagerbedingungen reichen aus konservatorischer Sicht von sehr gut bis problematisch. Neben nicht mehr zeitgemässen Verpackungsmaterialien wie Watte, Zeitungen, WC-Papier, Schaumstoff, Zigarrensachteln und Einmachgläsern sind es in erster

Linie die Metallobjekte, die Grund zur Sorge bereiten, da ihre Aufbewahrung in Sachen Feuchtigkeitsschutz grosse Defizite aufweist.

Der Grossteil der Metallfunde besteht aus Eisen und Buntmetalllegierungen. Die durch die Verhüttung

Nachlese von Tierarzt Dr. Roost: latènezeitliche Funde Gelterkinder-Güllenacker in Medizinverpackungen.



«Wildes
Durcheinander» – ein
schönes Beispiel für die
nicht optimale Lage-
rung von Altfinden.

bedingten Eigenschaften, auf Sauerstoff und Luftfeuchtigkeit zu reagieren, sind das Hauptproblem in der Konservierung und der anschließenden Lagerung. Um den Umwandlungsprozess zu verringern, werden die Metallobjekte heute einem chemischen Verfahren, der sogenannten alkalischen Sulfitre-

duktion, unterzogen, die das korrosionsauslösende Eisenchlorid entfernt. Bis diese Behandlung (Entsulfung) aber auch für ältere Funde durchgeführt werden kann, müssen die Objekte trocken gelagert werden, da sich der Korrosionsprozess schon ab 15% relativer Luftfeuchtigkeit stark beschleunigt. Deshalb verpackt man die Metallfunde in Klimaboxen und gibt zusätzlich Rubingel als Trockenmittel und 6-Punkt-Feuchtigkeitsindikatoren zur Kontrolle bei (s. Jahresbericht 2008).

Diese konservatorisch einwandfreie Lagerung, die bei neuen Grabungen schon länger Standard ist, soll nun im Rahmen dieses Projekts auch für jene Metallfunde eingeführt werden, die vor Jahrzehnten in die Sammlung gekommen und nach damaligen Massstäben und Methoden behandelt worden sind. Durch das Sichten und Umpacken kann auch der Platzbedarf optimiert werden, und die Lagerung aller Metallfunde in separaten Kisten bildet die





links:
Andreas Callierotti,
ehemaliger Zivildienst-
leistender und
heute temporärer
Projektassistent im
Konservierungslabor,
bringt die übergrossen
Objekte im neu
angelegten Schub-
ladenkorpus unter.

rechts:
Die Metallobjekte
werden sorgfältig
umgepackt.

Unkonventionelle Methoden. Für das Vakuumieren grosser Funde kommt ein gewöhnlicher Staubsauger zum Einsatz.

Grundlage für eine zukünftige Aufbewahrung in klimastabilen Räumen, falls diese Möglichkeit einmal bestehen sollte. Ferner werden Objekte in kritischem Zustand mit starken Zerfallerscheinungen für eine Notrestaurierung ins Konservierungslabor überstellt.

Nicht alle Metallfunde passen in eine Klimabox. Grosse Objekte waren bisher auf, unter und zwischen den Gestellen deponiert. Neu werden diese Schwerter, Hellebarden, Eisenbarren, Gertel etc. nun in so genannten «Grossobjektschubladen» eingelagert. Aufgrund ihrer Übergrösse werden diese Objekte zudem in eine luftundurchlässige Spezialfolie eingeschweisst, die eine hermetisch abgeschlossene Atmosphäre bildet. Diese ursprünglich aus der Elektronikbranche stammende ESCAL™-Folie ist aus keramikbeschichtetem Kunststoff gefertigt und kann mit einem Folienschweisgerät oder einer speziellen Klammer zuverlässig verschlossen werden. Auch das Erzeugen eines Teilvakuums kann für fragile Objekte unterstützende und schützende Funktion haben.



Neben diesen konservatorischen Bedürfnissen wird in Rahmen des Projekts auch auf die Anliegen der Archäologie eingegangen, in einer engen Zusammenarbeit mit der Fundabteilung. Deren Interessen bestehen einerseits darin, dass keine Informationen über das Fundmaterials verloren gehen dürfen und andererseits eine gute Grundlage geschaffen wird, wenn es einmal darum gehen sollte, die Altgrabungen zu inventarisieren. Durch intensive Absprachen konnte man sich auf eine einheitliche Vorgehensweise verständigen. Notwendig erschien ebenfalls, verschiedene Stellvertretervorlagen zu erstellen, die garantieren, dass alle verschobenen Objekte jederzeit mit ihrem alten Standort verbunden werden können. Auch die Kistenzettel werden bei Bedarf durch einheitliche neue Versionen ersetzt. Und dank der eingehenden Beschäftigung mit den

einzelnen Grabungen war es teilweise möglich, auf fehlende und/oder falsche Angaben hinzuweisen, diese festzuhalten und sie gegebenenfalls auch gleich zu korrigieren.

Bericht: Nicole Gebhard und Andreas Callierotti

Mit dem
Vakuumschweißgerät
wird die ESCAL™-Folie
luftdicht verschweisst.





Archäologische Stätten

Mit 2011 stand ein weiteres Jahr im Zeichen der Burgen. Nach Abschluss der über drei Jahre dauernden Sanierung der Homburg galt es, die vor und während der Arbeiten angefertigte baugeschichtliche Dokumentation auszuwerten. Dabei konnten wir wichtige Ergebnisse zur Bau- und Nutzungsgeschichte des Wohnturms erarbeiten. Da das Projekt wegen anderer Arbeiten immer wieder unterbrochen werden musste, wird sich sein Abschluss jedoch verzögern. Die Vorbereitung der Sanierung der Ruine Pfeffingen ist weit vorangeschritten. Schliesslich wurden auf der Farnsburg gravierende Schäden festgestellt, zu deren Behebung erste Massnahmen in die Wege geleitet sind.

Über mehrere Jahre hinweg wurde das Innere der Laufner Ziegelscheune umgebaut. Mit Mitteln aus dem Swisslos-Fonds war es möglich, einen der beiden darin erhaltenen Ziegelöfen für interessierte Besucher zugänglich zu machen. Zum Abschluss der Arbeiten stattete die Archäologie Baselland die zugänglichen Räume mit Informationstafeln aus, auf denen die Geschichte und die Funktionsweise des am besten erhaltenen Handziegelofens der Schweiz dargelegt werden. Am 29. April 2011 wurde die Anlage mit einer kleinen Feier eröffnet. Künftig kann der Ziegelofen nach Absprache besichtigt werden (Anmeldung per E-Mail an: info@lehm-baukollektiv.ch). Die Ziegelscheune ist nun auch im Inventar der archäologischen Stätten und Zonen der Gemeinde Laufen eingetragen.

Michael Schmaedcke

<

Der besterhaltene
Ziegelbrennofen der
Schweiz ist fertig
restauriert und kann
in der Ziegelscheune
in Laufen auf
Vorankündigung
besichtigt werden.

Vorbereitungen für ein Grossprojekt: Sicherung der Ruine Pfeffingen

Ein Mitarbeiter der Firma Terradata in schwindelnder Höhe: Der Wohnturm der Ruine Pfeffingen wird dreidimensional erfasst.

Nachdem der Landrat im Oktober 2010 den Verpflichtungskredit für die Sanierung der Ruine Pfeffingen gesprochen hatte, wurde 2011 mit vorbereitenden Arbeiten für die ab 2012 geplante Instandsetzung begonnen. Zunächst rodete das Forstrevier Angenstein im Auftrag der Archäologie

Baselland das gesamte Burgareal. Nachdem zahlreiche Bäume gefällt und Büsche entfernt waren, wurde die Ruinenanlage in ihrer Gesamtheit wieder sichtbar. Dies betrifft insbesondere die Baureste im Norden der Burg, die lange unter starkem Bewuchs verborgen waren. Speziell ausgebildete «Ruinenkletterer» befreiten mehrere Mauern vom starken Efeubewuchs. Danach erfasste eine Vermessungsfirma die so «geputzte» Anlage mit Laserscans, zum Teil vom Helikopter aus. Die dabei entstandenen Aufnahmen liefern eine detaillierte Mauerdokumentation, die als Grundlage für die zeichnerische Handaufnahme von Baudetails vor und während der Sicherungsarbeiten dienen wird.

Da Burgareale immer auch besondere Naturräume mit spezieller Fauna und Flora aufweisen, ist darauf zu achten, dass letztere während der Bauarbeiten möglichst wenig Schaden nehmen. Deshalb erfolgte schon jetzt eine ökologische Bestandaufnahme. Daraus wurde ein Massnahmenkatalog abgeleitet,



der den Schutz von Pflanzen und Tieren während der Baumassnahmen gewährleisten soll.

Um die historische Entwicklung der Ruine Pfeffingen und seiner Bauteile besser zu verstehen, wurden die Schrift- und Bildquellen zur Burg zusammengestellt. Sie werden während der Sanierungsarbeiten wichtig sein, wenn es gilt, gezielt Informationen zu bestimmten Partien zu erlangen. Die aus der Kombination von Archivalien und Bausubstanz gewonnene Dokumentation wird die Basis für die Erarbeitung sanierungstechnischer Details, aber auch für die Erforschung der Baugeschichte der Burg bilden. Ein besonderes Augenmerk gilt dabei den Massnahmen der früheren Sanierungen aus den 1930er bis 1980er Jahren, die man damals so gut wie nicht dokumentiert hat.

Zum Jahresende hin wurden die Bauleitung und die Dokumentationsarbeiten ausgeschrieben und die Arbeiten vergeben, so dass Projekt- und Bau-

leitung gleich zu Beginn des Jahres 2012 zusammen die weitere Vorbereitung der für den Sommer 2012 geplanten ersten Sanierungsetappe in Angriff nehmen können.

Bericht: Michael Schmaedecke

Nach dem Ausholzen wird die Unterburg, und damit das ganze Ausmass der Anlage, wieder sichtbar.



Farnsburg. Der Baumeister Richard Zuckwerdt und der Bauingenieur Joseph Müller begutachten die Schäden an der Innenseite der Schildmauer.



Farnsburg: Wenn Sanierungen saniert werden müssen

Ende September wurde auf der Farnsburg bei einer routinemässigen Bewuchsentfernung im Norden des Burgareals ein Mauerausbruch festgestellt. Auf eine Breite von etwa drei Metern ist die äussere Mauerschale der Terrassenmauer unterhalb des Brunnenhauses ausgebrochen. Es handelt sich um einen geradezu typischen Schaden, verursacht durch eine unsachgemässe Sanierung in den 1930er Jahren. Damals wurde vor dem anstehenden Fels und dem freigelegten, mittelalterlichen oder frühneuzeitlichen Mauerwerk eine neue Mauerschale aufgebaut. Dabei setzte man einen sehr harten und wasserundurchlässigen Zementmörtel ein, mit der Folge, dass das im Innern des Brunnenhauses anfallende und gegen die Mauer fliessende Regenwasser nicht wieder austreten konnte. Dies führte zur Auswaschung des Bindemittels aus dem originalen Kalkmörtel und Frostsprengungen im Mauerwerk.

Da die Zementschale zunächst sehr stabil war, hat sie über Jahrzehnte dem Druck des dahinter liegenden, aufgelösten Mauerwerks widerstanden. Schliesslich aber war die Belastung zu gross geworden, so dass die Schale aufgebrochen und ein Teil des lockeren Kernmauerwerks abgerutscht ist.

Ein typisches Schadensbild: Regen und Schneenässe haben den Mauerwerk aufgelöst, die Mauerschale gibt dem Druck nach.



Die mächtige Schildmauer weist viele Ausbrüche auf, deren Entwicklung über die Jahre genau verfolgt wird.

Hier ist nun ein nahezu kompletter Neubau dieses Mauerabschnitts erforderlich, wobei nach einem sorgsamem Abbau des zerstörten Steinwerks zuerst abgeklärt werden muss, ob und in welchem Ausmass noch originales Mauerwerk erhalten werden kann. Bei den Reparaturarbeiten ist grosser Wert auf die

Nachhaltigkeit der Massnahme zu legen. Wichtig ist dabei, dass der Ablauf des Regenwassers aus dem dahinter liegenden Raum so geregelt wird, dass dieses in den Mauern keinen neuen Schaden anrichtet. Auch brauchen die neu zu erstellenden Mauerpartien Belüftung und in den Mauerkern eingedrungenes Wasser muss ablaufen können.



Um sich einen Überblick zu verschaffen, wurden sämtliche Schäden auf der Farnsburg neu erfasst. Dabei zeigte sich, dass sich an der Innenseite der Schildmauer verschiedene Ausbrüche der Mauer- schale stark vergrössert haben. Am Mauerfuss liegen an verschiedenen Stellen denn auch frisch herunter gefallene Steine. Wegen dieser Steinschlag- gefahr musste der unmittelbare Bereich hinter der Schildmauer abgesperrt werden. Auch in anderen

Bereichen müssen dringend Reparaturen durchgeführt werden, da die dortigen Schäden das tolerierbare Ausmass überschritten haben.

Gerade der ruinöse Zustand vieler Burgen macht deren besonderen Reiz für die Besucherinnen und Besucher aus. Die langjährige Erfahrung zeigt, dass viele Schäden oftmals gefährlicher aussehen, als sie es in Wirklichkeit sind, und über Jahre hinweg stabil bleiben. Wenn diese Schäden jedoch über ein bestimmtes Mass hinausgehen und den Bestand der Burg als historisches Monument gefährden sowie eine Gefahr für das Publikum darstellen, ist dies sehr ernst zu nehmen. Dann ist schnelles Handeln gefordert. Deshalb hat die Archäologie Baselland von einer auf Burgensanierungen spezialisierten Baufirma eine Richtpreisofferte anfertigen lassen, um den fi-

nanziellen Aufwand für die erforderlichen Reparaturarbeiten abschätzen zu können. Der Beginn der Sanierungen ist für 2012 geplant.

Bericht: Michael Schmaedecke

Die Stelle mit dem neuen Mauerausbruch ist mittlerweile abgesperrt und bereit für die Sanierung.



- Bauphase 1
- Bauphase 2
- Bauphase 3
- Bauphase 4
- Durchgänge
- Standort der Tafel



Eptingen, Riedfluh.
Grundriss der freigelegten Burganlage, nach Bauphasen gegliedert. In der ersten Zeit war nur der geschützte Bereich unter der Trauflinie ummauert (Phase 1). Später wurde auch der Hangbereich sukzessive überbaut.

Eptingen, Riedfluh: die Wiederentdeckung einer Felsenburg

In der Gemeinde Eptingen liegt eine mittelalterliche Burg, die ausserhalb von Fachkreisen kaum jemand kannte: die Riedfluh. Auf Initiative der Gemeinde wurde die versteckt in einer Felswand gelegene Ruine nun aufgewertet, ihr Zugang ausgeschildert und ausgebaut.

«Wo liegt die Riedfluh? Wir haben sie am letzten Wochenende erfolglos gesucht.» Mit Anfragen dieser Art sah sich die Gemeindeverwaltung von Eptingen in den letzten Jahren wiederholt konfrontiert. Die Burgruine befindet sich so gut versteckt in einer Felswand, dass sie erst 1968 überhaupt entdeckt worden ist. In den Jahren 1981–1983 hat die Archäologie Baselland die Anlage archäologisch untersucht und anschliessend konserviert. Doch die spektakulär gelegene Burg blieb ein Geheimtipp. Selbst viele Einwohnerinnen und Einwohner von Eptingen wussten nicht genau, wo die Burg liegt.

Nicht nur die Situation in einer Felshöhlung ist speziell, sondern auch die Burg selber. Die kleine Felsenburg wurde vergleichsweise früh, im Laufe des

11. Jahrhunderts gegründet, in mehreren Etappen ausgebaut, und fiel bereits um 1200 n. Chr. einem Brand zum Opfer.

Bei dieser Katastrophe sind viele Gegenstände in der Ruine liegen geblieben. Sie geben Zeugnis ab vom Alltag auf einer Adelsburg. Äusserst kostbar ist

Walnusschalen, Eichel, Pfirsichstein, Ackerbohnen, und Gerste zeugen von den Lebensmitteln für Mensch und Tier, die auf der Burg lagerten.



Zu den Besonderheiten der Riedfluh gehören zahlreiche Architekturstücke aus Buntsandstein.

eine kleine vergoldete Spiegelkapsel aus kunstvoll geschnitztem Hirschgeweih. Romanische Architekturteile aus Buntsandstein lassen vermuten, dass Leute der Basler Münsterbauhütte auf der Burg tätig waren. Besonders interessant sind Tausende verkohlter Samen und Körner, die – nebst den üblichen

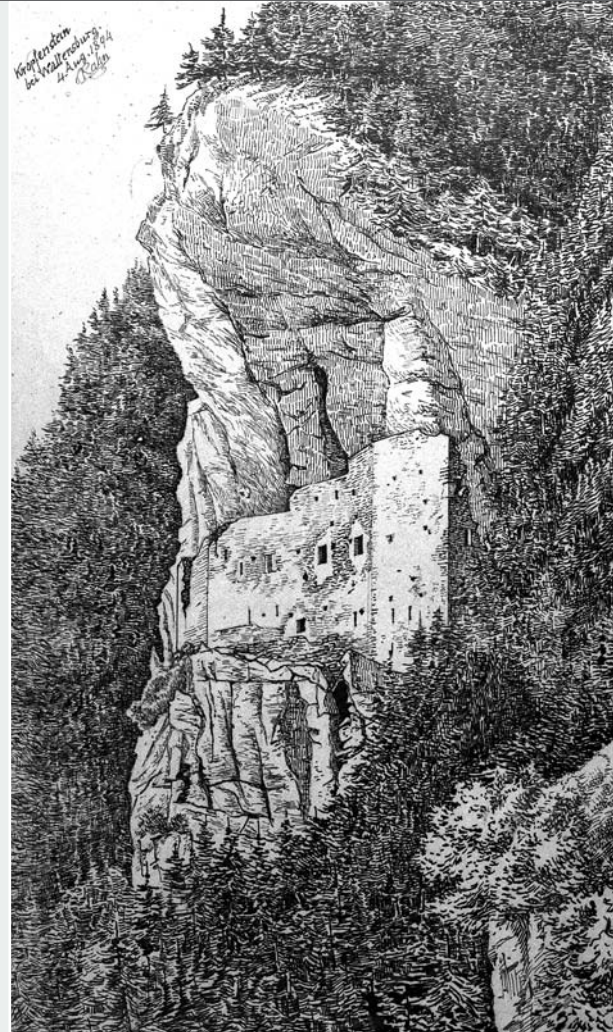
Tierknochenabfällen – wichtige Rückschlüsse auf den Speisezettel der Burgenbewohner ermöglichen.

Gemeinsam haben die Gemeinde Eptingen, die Wanderwege beider Basel, die Zivilschutzkompanie Oberes Baselbiet, das Forstrevier Oberes Diegtal und die Archäologie Baselland die Burganlage nun neu erschlossen. Das Mauerwerk wurde aufgefrischt und das Gelände von übermässigem Bewuchs befreit. Eine reich bebilderte Informationstafel gibt Auskunft über die historische Bedeutung der Burg.

Vor allem aber ist der Weg zur Riedfluh nun von der Postauto-Haltestelle Eptingen-Gemeindeplatz aus klar signalisiert. Vor Ort erwartet die Besucher nicht nur eine einmalige historische Stätte, sondern auch ein lausiger Picknickplatz mit prächtigem Ausblick in den Faltenjura um Lauchfluh und Geisfluh. – Ein lohnendes Ausflugsziel für Jung und Alt!

Bericht: Reto Marti





links:

Ein aus den Trümmern rekonstruierter, romanischer Gliederpfeiler. Er wurde wohl aus einem einzigen Buntsandsteinblock herausgearbeitet.

rechts:

Ein gut erhaltenes Beispiel einer Grottenburg ist Kropfenstein, Gemeinde Waltensburg, Kt. Graubünden (J. R. Rahn 1894).

68.11

D

68.6

D

68.7

I

68.8

I

68.9

D

68.10

D

68.1

D

68.2

D

68.3

D

68.4

D

68.5

I

68.0

I

68. Titte

TIT

67.6

D

67.7

D

67.8

I

67.5

D

67.1

D

67.2

D

67.3

D

67.4

D

Gebäude negativ

67.0

D

Reaktionen

67 Thürnen

THU

Dokumentation und Archiv

Thierry Richter und Mitarbeiter der Abteilung Mikrografie des Bürgerspitals Basels haben auch dieses Jahr «im Akkord» Akten und grossformatige Pläne gescannt, benannt, zusammengeführt und in die Fundstellendatenbank verlinkt. Farbpunkte zeigen den aktuellen Arbeitsstand: Neutrale gelbe Punkte informieren, dass die Akten von der Schreibenden durchgekämmt, wo nötig geflickt und datenbanktauglich sortiert und nummeriert sind, ein «D» signalisiert die abgeschlossene Digitalisierung. Die Digitalisierungsarbeiten biegen langsam in die Zielgerade ein. Das «alte» Baselbiet lag Ende 2011 schon fast vollständig vor.

Nun ist die Reihe am jüngsten Kantonsteil: dem Laufental. Obwohl der Bezirk Laufen nun doch schon seit dem 1. Januar 1994 zum Baselbiet gehört, liegen die Funde und Akten aufgrund einer Vereinbarung immer noch beim Archäologischen Dienst in Bern. 2011 wurden erste Kontakte geknüpft, um diese Dokumentationen digital in unser Archiv integrieren zu können. Dies dürfte mindestens noch einmal ein ganzes Arbeitsjahr in Anspruch nehmen.

Die Scans erleichtern bereits jetzt das Auswerten der oft gewichtigen und sperrigen Dokumentationen. So braucht es kein Auto mehr, um Laufmeter von Ordnern und Planrollen zu transportieren. Heute genügt ein «handliches Speichermedium für die Hosentasche». Allerdings werden immer noch viele Auswertungsschritte lieber auf Papier erarbeitet. Aber auch da kommt unsere Datenbank mit der Dokumentationsauflistung zu Hilfe. Am Bildschirm können Zeichnungen, Beschriebe oder Fotos schnell geortet, elektronisch kopiert oder zum Mitnehmen ausgedruckt werden. Für die künftige Publikation einer Auswertung stehen bereits die perfekten digitalen Bildvorlagen zur Verfügung. Sie müssen nur noch passend zum Text ergänzt, zusammenmontiert oder zugeschnitten werden – eine wesentliche Zeitersparnis für alle Beteiligten.

Barbara Rebmann

<
Die Digitalisierung
des archäologischen
Archivs schreitet zügig
voran. Alle Dossiers
mit «D» sind bereits
vollständig erfasst. In
solchen mit angefan-
genem «D» sind noch
einzelne Aktenstücke
zu digitalisieren.

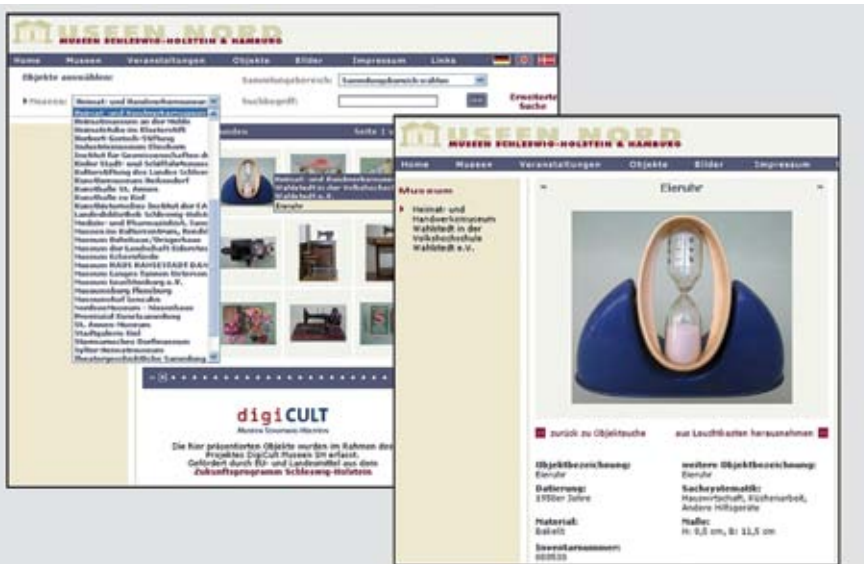
KIM.bl: eine Zukunft für das museale Kulturgut einer ganzen Region

KIM.bl: Ein Vorbild aus dem hohen Norden ist die Sammlungsdatenbank der Museen Schleswig Holstein – www.museen-sh.de

Eine zentrale Aufgabe der Archäologie ist es, Grabungsfunde aufzuspüren, sie zu sichern, zu dokumentieren und anhand der Erkenntnisse unsere Geschichte zu rekonstruieren und zu erklären. Wichtige Zeitzeugen dieser Geschichte finden sich jedoch nicht nur im Boden, sondern sind bereits seit

Jahrzehnten Bestandteil der Sammlungen von über 45 kantonalen und regionalen Museen im Baselland – oft jedoch von der Forschung ebenso unbemerkt wie von der breiten Öffentlichkeit.

Die Baselbieter Sammlungen sind ausserordentlich vielfältig und reichen von archäologischen und industriegeschichtlichen Funden über volkskundliche Objekte bis hin zu naturkundlichen Präparaten. Nimmt man an einer Führung in einem Ortsmuseum teil, staunt man nicht selten über das immense Wissen zu den Objekten in den Köpfen der Museumsmitarbeitenden. Dieses Wissen muss unbedingt für künftige Generationen dokumentiert werden, sonst geht es im Laufe der Zeit unwiederbringlich verloren. Ein Teil der Museen setzt deshalb zur Dokumentation ihrer Sammlungsobjekte bereits elektronische Datenbanken ein. Umfragen zeigen aber, dass es sich oft um «Insellösungen» handelt, die sich weder an allgemeingültigen Standards orientieren noch einen gegenseitigen Austausch zulassen, geschweige denn als zukunftssicher zu bezeichnen sind.



Die Fachstelle Archäologie und Museum Baselland hat deshalb zusammen mit zahlreichen Regionalmuseen sowie mit Unterstützung der Stiftung Museen Baselland und des Swisslos Fonds das Projekt KIM.bl initiiert: Kooperationsinitiative Museen Baselland. Kernziel ist eine umfassende, gemeinsame digitale Erschliessung, Sicherung und Veröffentlichung der Kulturgüter im Kanton Baselland.

«Schätze heben und sichern», heisst die Devise. Wäre es nicht schön, über alle Baselbieter Museen hinweg via Internet Informationen über vorhandene Objekte zu erhalten, sekundenschnell und ohne grosse Anstrengungen? So liessen sich innerhalb kürzester Zeit – beispielsweise für ein Schulprojekt zum Thema Wasser – Erkundigungen vom Wasserkäfer über römische Wasserleitungen bis hin zu modernen Kunstwerken einholen.

Wäre es nicht toll, wenn die Ortsmuseen ihre Schätze mittels Internet ans Licht bringen und möglichst vielen Menschen zugänglich machen würden? So würden lange im Depot verborgene Objekte zu

neuem Leben erweckt, und eventuell liesse sich sogar mit wenig Aufwand eine virtuelle Ausstellung dazu realisieren. Wäre es nicht wünschenswert, das in den Köpfen vorhandene Wissen mit einfachen technischen Mitteln sicher von einer Generation zur nächsten weiterzugeben – dies gerade auch im

Mitglieder des KIM.bl-Pilotteams beim intensiven Austausch.



Das Grundgerüst einer Internet-Wissensplattform für die Baselder Museen befindet sich zur Zeit im Aufbau.

Hinblick auf die Nachwuchsproblematik in der meist ehrenamtlichen Betreuung kleinerer Häuser?

Mit dem Netzwerk KIM.bl sollen auch kleinere Museen die Möglichkeit haben, ein wichtiger Partner für Bildung, Wissenschaft, Tourismus und Wirt-

schaft zu werden. Die Vision, das Kulturerbe der Region optimal präsentiert und nachhaltig gelagert zu wissen, ist jedoch nur gemeinschaftlich und mit Hilfe kompetenter Experten unterschiedlicher Institutionen umsetzbar. So muss neben der sicheren Aufbewahrung digitalisierter Informationen, etwa durch entsprechende Formate und Backup-Strategien, auch der Schutz für das Originalobjekt stark verbessert werden, indem zum Beispiel Kulturgüterschutz und Feuerwehr als Verbundpartner einbezogen werden.

Wie kann nun die Zusammenarbeit gefördert werden, damit auch kleinere Museen am Know-how anderer Institutionen teilhaben können? Indem ein kooperatives Expertennetzwerk und eine gemeinsame Datenbasis geschaffen werden, die sowohl interessierten Partner zusammenbringen. Grundlage ist die Schaffung einer gemeinsamen Internetplattform für die Museen Baselland. Die heutigen technischen Möglichkeiten bieten eine verlustfreie Speicherung der Daten in langfristig gültigen Formaten. Aber nicht nur die Daten, auch die Menschen

The screenshot shows the KIM.bl website interface. At the top, there is a navigation bar with 'KIM.bl' and 'KIM.Connect'. Below the navigation bar, there is a main content area with a sidebar on the left containing various menu items like 'Alle Webseiten', 'KIM.Connect', 'Projektkalender', etc. The main content area is titled 'Dies ist der interne Bereich der KIM.bl-Plattform. Dieser ist zum Ausblick für alle Projektteilnehmer gedacht.' and features a grid of 16 small profile pictures of project participants. Below the grid, there is a text box with a call to action: 'An alle Projektteilnehmenden, die hier noch kein Foto von sich sehen. Bitte mailt uns doch gerne ein solches, damit wir es ebenfalls hier und im Bereich Adressen mit aufnehmen können. Herzlichen Dank schon jetzt für die gute Zusammenarbeit!' To the right of the main content area, there is a section titled 'Ankündigungen' with two entries: 'Spätko von KIM.collect (06.05.2011)' and 'Spätko von KIM.collect (26.08.2011)'. Below the announcements, there is a section titled 'Meine nächsten Termine' with a table showing dates and events. At the bottom, there is a section titled 'Meine nächsten Projektaufgaben' with a table showing dates and tasks.

Termin	Titel	Projektname	% abgeschlossen
22.07.2011	Konferenz	KIM.bl	20%
30.09.2011	Workshop	KIM.bl	10%

können sich über diese Plattform zu den verschiedensten Themen wie Praxistipps, Fachtschunden, Kontaktmöglichkeiten usw. austauschen. Schliesslich lassen sich die Informationen der Museen regional, national und international zugänglich machen. Die gemeinsame «Kulturgüterdatenbank Baselland» und das «Museumsportal Baselland» können auch virtuelle Ausstellungen, Veranstaltungskalender und andere Informationen verbreiten, die für zahlreiche Nutzergruppen interessant sind. Der Austausch mit Kulturgüterportalen aus aller Welt, wie beispielsweise der «Europeana», ist dann nur noch ein kleiner Schritt, um das Baselbiet als Teil des Weltkulturerbes angemessen zu repräsentieren.

Der Anfang ist gemacht. Die Bereitschaft und Motivation aller Beteiligten, gemeinsam die museale Zukunft unserer Region zu gestalten, ist gross. Das Projekt KIM.bl wird im Zeitraum 2012 bis Ende 2014 umgesetzt und steht allen interessierten Museen der Region zur Verfügung. Die Fachstelle Archäologie und Museum Baselland ist sich sicher, dass das konzertierte Vorgehen einen langfristigen Beitrag zur Erhaltung und Hebung unserer Kultur-

schätze leisten wird und freut sich auf eine spannende Zusammenarbeit mit allen interessierten Partnerorganisationen.

Bericht: Jörg Hampe

Das Beispiel eines europäischen Kulturgüterportals: «Europeana» – europeana.eu/portal



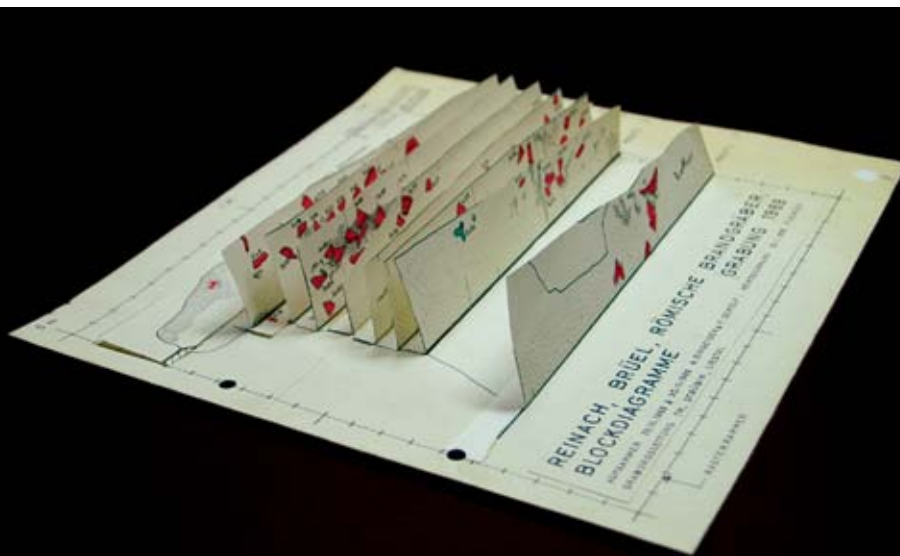
Theodor Strübin – (auch) ein Pionier in 3-D

Die wohl älteste
Ausgrabungsdoku-
mentation in 3D, erstellt
1969 von Theodor
Strübin.

Es ist der Renner der letzten Jahre im Kino und auch immer mehr im Fernsehgeschäft: 3-D. Ob mit oder ohne spezielle Brille, die bis anhin flache Bilderwelt stösst in die dritte Dimension vor und bietet atemberaubende Seherlebnisse. Auch in der Archäologie ist für die Interpretation von Fundorten und Befunden nebst der Länge und der Breite

die Höhe ein entscheidendes Kriterium. Deshalb wurden schon früh auf Planzeichnungen Höhenkoten eingetragen und die senkrechten Profile am Feld- und Grabungsrand dokumentiert.

Doch erst moderne Soft- und Hardware machen es seit einigen Jahren möglich, die dritte Dimension



direkt auf der Ausgrabung zu erfassen und am Bildschirm darzustellen. Dies ist ein grosser Fortschritt für das Verständnis von Ereignissen, die an einem Fundort stattgefunden haben. Und mit Hilfe von Visualisierungsprogrammen, wie sie auch in vielen Filmen eingesetzt werden, können wir sogar die längst vergangenen Häuser und Siedlungen der Vergangenheit wieder auferstehen lassen und so dem Publikum viel anschaulicher vermitteln. Bei Bedarf nehmen diese Computeranimationen dann mit Hilfe von 3-D-Druckern gar real Gestalt an.

Dass die Darstellung der dritten Dimension jedoch keine Erfindung der Gegenwart ist, sondern schon vor mehr 40 Jahren angestrebt wurde, zeigt ein überraschender Fund im Archiv der Archäologie Baselland. Im Rahmen der Digitalisierungsarbeiten kam ein «Machwerk» von Theodor Strübin aus dem Jahr 1969 zum Vorschein. Um die Befunde im römischen Brandgräberfeld Reinach-Brüel besser zu verstehen, griff Strübin zu Schere und Leim. Fein säuberlich montierte er die einzelnen Profile hintereinander und erhielt so ein veritables Modell der Ausgrabung. Eine weitere visionäre Leistung des Pi-

oniers der Baselbieter Archäologie! Ironischerweise stellte uns die Digitalisierung dieses Kunstwerkes vor grosse Probleme, denn der dazu eingesetzte Flachbettscanner arbeitet eben nur zweidimensional.

Bericht: Andreas Fischer

Der seinerzeitige Befund, ein stark durchwühltes römisches Brandgräberfeld, war schwierig zu dokumentieren.



Trockener Sommeranfang im Baselbiet – nicht so im Amtshaus

Die ganze Schweiz litt bis Mitte Juli 2011 wochenlang unter Trockenheit. Die Bäche in der Region mussten teilweise ausgefischt werden und waren nur noch kleine Rinnsale, Maisfelder wuchsen kaum in die Höhe – nur im Amtshaus regnete es in der ersten Juliwoche wieder einmal intensiv von der De-

cke. Das passierte nun schon zum dritten Mal innert zehn Jahren und immer in der gleichen Gebäudeecke.

Diesmal traf es hauptsächlich den Serverraum im ersten Obergeschoss, in dem die Daten der Zivilstandesämter zusammenlaufen und gesichert werden. Im zweiten Obergeschoss direkt darüber überflutete eine defekte Spülung in der Toilette den ganzen Boden bis fast in den Gang. Glücklicherweise wurde die Beschörung noch entdeckt, bevor am späten Freitagnachmittag auch die letzten Mitarbeitenden das Haus verlassen hätten. Der Hauptwasserhahn konnte geschlossen werden, so dass zumindest kein Wasser mehr nachlief. Die Decke hatte

Moderne Technologie
im Regenmantel.



sich aber schon so mit Wasser vollgesogen, dass es tropfte und der Serverblock mit einer Plastikhaube zugedeckt werden musste. Ein Glück, dass das Fotoarchiv nach dem letzten Wasserschaden aufgehoben und nicht mehr im angrenzenden Raum untergebracht war!

Einmal mehr kam nun also der Wasserauger zum Einsatz. Anschliessend liefen die Entfeuchtungsmaschinen auf voller Leistung, um die alten Bruchsteinmauern wieder einigermaßen trocken zu kriegen. Die Mitarbeiterin des direkt angrenzenden und ebenfalls in Mitleidenschaft gezogenen Nachbarbüros war zum Glück in den Ferien und musste

sich nicht tagelang den Trocknerlärm anhören. Einziger Modergeruch liess sich nicht so schnell beheben, so dass sie bei ihrer Rückkehr schon am «Raumduft» erkennen konnte, was passiert war.

Bericht: Barbara Rebmann

Jeder Wassereintritt hinterlässt an der schönen Stuckdecke neue Risse und Flecken.





Auswertung und Vermittlung

Zwar schreibt das Archäologiegesez des Kantons vor, «die Ergebnisse der archäologischen Untersuchungen ... innert angemessener Frist» zu veröffentlichen. In der Praxis sieht dies aber oft anders aus: Die Notgrabungen, baubegleitenden Hausuntersuchungen und sonstigen Tagesgeschäfte binden so viele Ressourcen, dass für eine seriöse Auswertungsarbeit kaum noch etwas übrig bleibt. Wer neue Erkenntnisse vermitteln will, ist aber auf Forschungsarbeit angewiesen.

Die Archäologie Baselland ist sich dieses Dilemmas bewusst und hat verschiedene Massnahmen ergriffen, um trotz Ressourcenknappheit ausgewählte archäologische Fundstellen wissenschaftlich aufarbeiten zu können. So beginnt zum Beispiel die Strategie Früchte zu tragen, ein kommentiertes und jährlich aktualisiertes Verzeichnis mit potentiellen Abschlussarbeiten für Studierende zu führen. Nach der Lizentiatsarbeit von Debora Tretola über den spätlatènezeitlich-frührömischen Fundhorizont von Reinach-Mausacker, die nun zu einer Dissertation erweitert werden soll, kamen im Berichtsjahr gleich zwei weitere Masterarbeiten zu jüngeren Grabungen in Gelterkinden und Pratteln zum Abschluss.

Nach dem Auswerten kommt das Vermitteln in Fachkreisen und in der Öffentlichkeit. Auch darauf legt die Archäologie Baselland einen grossen Wert, wie die nachfolgenden Beispiele zeigen.

Reto Marti

<
Vermittlung vor Ort.
Claudia Spiess erläutert
dem Archäologie-
Verein «Tatort
Vergangenheit» die
jüngsten Untersuchun-
gen in der Ermitage
bei Arlesheim.

Gelterkinden-Mühlstett: Siedlungsspuren aus über 1000 Jahren

Eisenzeitliche
Drehscheibenware
aus Gelterkinden-
Güllenacker
(Grabung 1937).

Bereits 1948 entdeckte der Maler und Heimatforscher Fritz Pümpin auf der Flur Mühlstett die Fundamente eines römischen Steingebäudes. 2004 stiess man im Verlauf von Sondierungen 60 Meter südlich dieser Mauern auf weitere archäologische Siedlungsspuren. 2008 wurde dann im Rahmen einer

dreimonatigen Notgrabung eine Fläche von zirka 2200 Quadratmetern archäologisch untersucht. Ein Teil der gewonnenen Daten wurde 2011 als Masterarbeit in der Abteilung Archäologie der Römischen Provinzen am Institut für archäologische Wissenschaften der Universität Bern ausgewertet.

Obwohl die Erosion des Hanges bereits einen relativ grossen Teil der archäologischen Schichten zerstört hatte, zeigen die neuen Erkenntnisse ein erstaunliches Bild: Nicht nur die Menschen der römischen Epoche haben in Gelterkinden-Mühlstett gesiedelt, erste Spuren finden sich bereits aus der späten Bronzezeit, und auch in der jüngeren Eisenzeit siedelten Leute auf Mühlstett.

Die älteste Struktur auf dem Gelände ist eine einzelne Siedlungsgrube, welche die Scherben eines grossen Gefässes aus der Zeit um 1000 v. Chr. enthielt. Ungefähr 600 Jahre später, in der jüngeren Eisenzeit, haben sich erneut Leute auf Mühlstett niedergelassen. Von ihnen stammen die Überreste eines halb eingetieften Grubenhauses. Ähnliche, besser erhaltene Grubenhäuser sind aus der älteren Eisenzeit aus

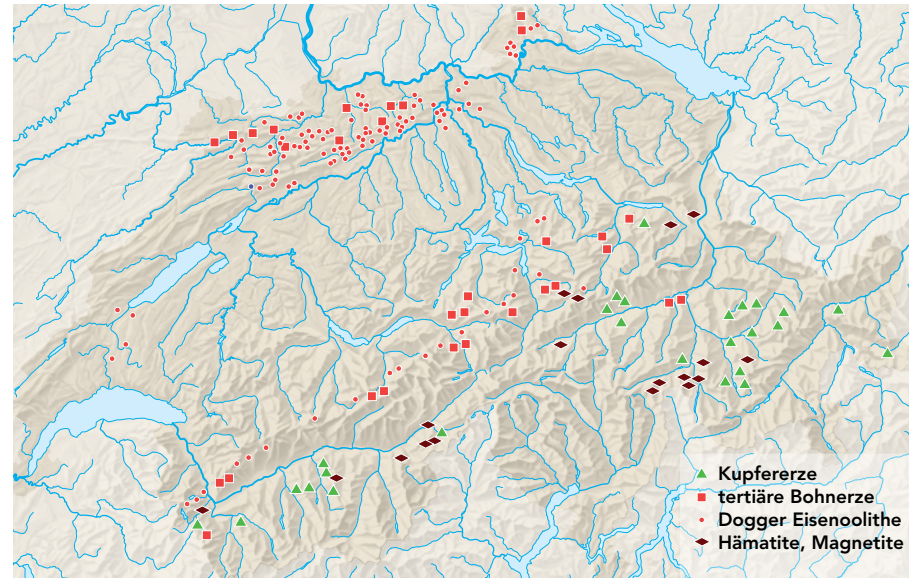


Otelfingen ZH und aus der jüngeren Eisenzeit – also aus der gleichen Zeit wie das Grubenhaus von Mühlstett – aus Gelterkinden-Güllenacher bekannt. Das Grubenhaus vom Güllenacher, entdeckt 1937 nahe der Einmündung des Mühlebächleins in den Eibach, war $3,5 \times 2,25$ Meter gross und hatte zwei Firstpfosten sowie ein Pfostenpaar, das den Eingang abstützte. Das Grubenhaus in Mühlstett muss ähnlich gross gewesen sein. Grubenhäuser werden aufgrund der kleinen Innenfläche gerne als Webhäuser interpretiert, da das feuchte Klima ideal für die Verarbeitung von Flachs ist. Auch das Fehlen von Feuerstellen in solchen Grubenhäusern spricht gegen eine Nutzung als Wohngebäude.

Aus der Verfüllung des Grubenhauses stammt frühe Drehscheibenkeramik aus dem knapp 80 Kilometer entfernten Kaiserstuhlgebiet. Da Gelterkinden eher abseits der wichtigen Nord-Süd-Handelsroute liegt, die wohl auf dem Wasserweg über den Rhein und die Aare führte, ist dieser Fund erstaunlich. Dass diese Keramik so weit verhandelt wurde, spricht für ihren Status als Prestigeobjekt. Zusammen mit dem

Fund von zwei Fibeln aus Metall, Kleiderspangen aus jener Epoche, zeigen sie einen gewissen Wohlstand in der Region an. Als mögliche Quelle des Reichtums kommen im ganzen Ergolzthal die ergiebigen Bohnerzvorkommen in Betracht, die zu Eisen verhüttet werden konnten.

Die wichtigsten
Erzvorkommen im
Gebiet der Schweiz.



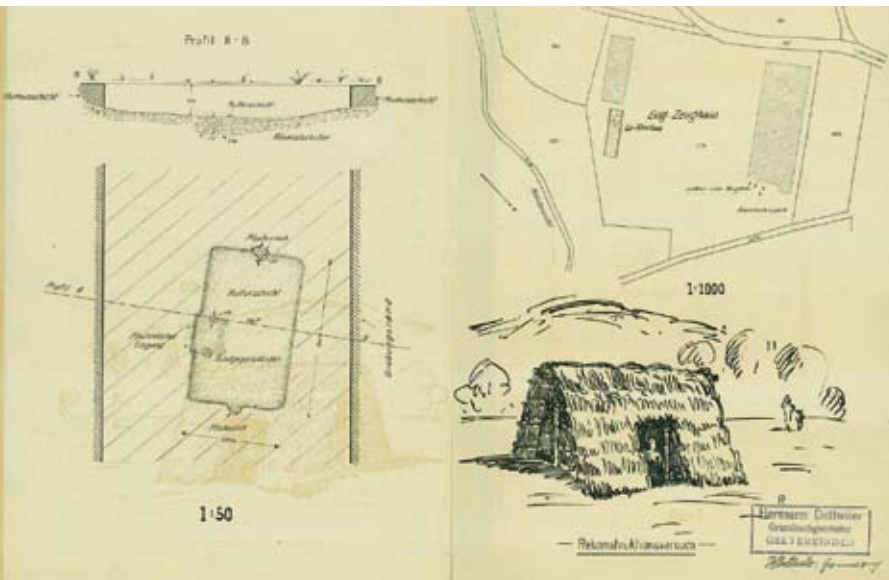
Das 1937 beim
Neubau des Zeug-
hauses entdeckte
Grubenhaus im
Güllenacker: Befund
und Rekonstruktion.

Gegen Ende der jüngeren Eisenzeit wurden drei Pfostenbauten errichtet, die wohl als Speicher zu interpretieren sind. Zwei davon bestehen aus einer fast quadratischen Fünf-Pfosten-Konstruktion mit vier Eckpfosten und einem Mittelpfosten, mit einer Innenfläche von 5–6,25 Quadratmetern. Vergleichbare Fünfpfostenbauten aus dem 2. Jahrhundert v. Chr.

sind aus dem heutigen Frankreich bekannt. Sie gehörten dort zu ländlichen Siedlungen und dienten als Getreidespeicher.

Der grösste Pfostenbau verfügt über eine Innenfläche von 16,5 Quadratmetern und liegt direkt unter dem römischen Gebäude 2. Die wenigen Funde aus der Verfüllung der Pfostengruben deuten auf eine Datierung ins 1. Jahrhundert v. Chr. hin. Eine etwas jüngere Zeitstellung ist jedoch nicht auszuschliessen.

Eine spannende Frage ist, ob die Siedlung am Übergang von der Eisenzeit in die römische Zeit kontinuierlich bewohnt war oder nicht. In Gelterkinden-Mühlstett sprechen viele Indizien, darunter auch Material aus dem nicht bearbeiteten Teil der Grabung, für eine solche Kontinuität. Die ältesten römischen Funde stammen aus dem früheren 1. Jahrhundert n. Chr., aus einem Fundhorizont, der direkt über einem verlandeten Feuchtgebiet aus der Eisenzeit liegt. Dieses wurde in römischer Zeit trockengelegt und genutzt. Baustrukturen aus dieser frühen Zeit fehlen jedoch.



Später wurde ein Wasserkanal errichtet, der talseitig mit Holzbrettern ausgekleidet und aufgedämmt war. Seine breiteste Stelle misst rund fünf Meter und er verschmälert sich in südlicher Richtung auf ungefähr 2,5 Meter. Seine Tiefe beträgt mindestens 1,2 Meter. Im frühen 2. Jahrhundert n. Chr. wurde der Kanal nach einer Nutzungsdauer von ungefähr hundert Jahren aufgegeben. Danach ist er verlandet.

Auf die oben erwähnte Planie wurde das römische Gebäude 1 erbaut. Aufgrund der Fundamentlagen scheint es sich um einen Holzbau mit einem Steinfundament gehandelt zu haben. Da der Hang viel Staunässe aufweist, war es sinnvoll, die Holzkonstruktion zum Schutz vor Verwitterung auf einer Steinunterlage zu errichten. Das nur am Grabungsrand angeschnittene Gebäude hatte einen Innenraum von 4×5 Metern. Über seine Funktion lässt sich nichts aussagen, da keine Schichten aus dem Inneren erhalten sind. Es stand wohl ein knappes Jahrhundert aufrecht und wurde dann im fortgeschrittenen 2. Jahrhundert aufgegeben. Daneben wurden

einige weitere Baustrukturen aus dem früheren 2. Jahrhundert festgestellt, deren Bedeutung aber offen bleibt.

Die jüngste Baustruktur ist das römische Gebäude 2, das ins 3. Jahrhundert datiert. Wie schon im Falle von Gebäude 1 sind auch beim Gebäude 2 nur noch

Die Reste des römerzeitlichen Kanals zeichnen sich im Boden durch die vertikalen Füllschichten ab.



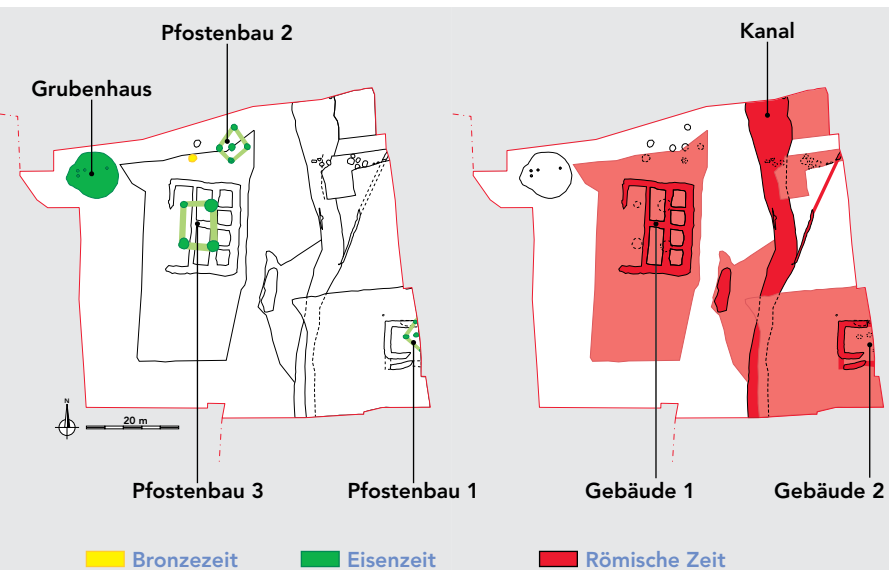
Übersicht über den in der Masterarbeit untersuchten Bereich der Grabung Mühlstett.

die untersten Lagen des Fundaments erhalten. Auch hier ist von einem Holzbau auf Steinfundament auszugehen. Die Innenfläche des Gebäudes betrug 63 Quadratmeter, und es war auffallend kleinräumig unterteilt. Zur Funktion des Gebäudes lässt sich zum jetzigen Zeitpunkt wenig aussagen; eine

Nutzung als Wohngebäude ist aufgrund der eigenartigen Inneneinteilung jedoch unwahrscheinlich.

Auch in römischer Zeit war das Ergolztal rege besiedelt. Beherrschendes Element war die Koloniestadt Augusta Raurica, deren Trinkwasserversorgung hauptsächlich durch die Ergolz gewährleistet wurde. Die Lage der Siedlung auf Mühlstett, ein wenig abseits der fruchtbaren Talsohle, an einem Hang mit Staunässe, ist in diesem Siedlungsbild eher ungewöhnlich. Für die Interpretation der Siedlung ist neben den hier behandelten Befunden auch das grössere Steingebäude aus den Ausgrabungen von Fritz Pümpin wichtig. Es misst $12 \times 7,5$ Meter und weist Mörtelgussböden sowie Feuerstellen auf. Seit der Ausgrabung Pümpins wird die Siedlung als Gutshof und das Steingebäude als Landarbeiterhaus bezeichnet.

Diese Theorie erscheint jedoch aufgrund der neu gewonnenen Erkenntnisse nur noch bedingt halt-



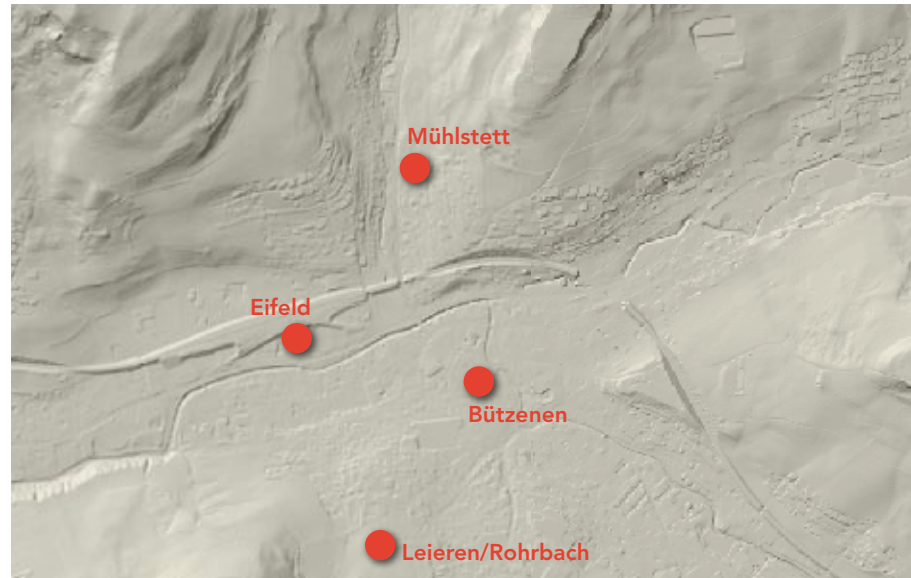
bar. Durch die relativ steilen Hänge beidseitig des kleinen Tals ist die Lage der Flur Mühlstett eher beengt. Mehrere grössere Gebäude finden kaum Platz, was die Möglichkeit eines längsaxialen Gutshofs ausschliesst. Nebst der Ausstattung mit Mörtelgussböden findet sich im Bereich des Steingebäudes im Vergleich zur neu ausgegrabenen Fläche aber relativ viel Tafelgeschirr, darunter Terra Sigillata. Es ist daher denkbar, dass das von Pümpin entdeckte Gebäude das Hauptgebäude einer kleineren Siedlung, einer Art Streugehöft, sein könnte.

Eine gewisse Ähnlichkeit mit dem Steingebäude in Mühlstett hat das erste Hauptgebäude des Gutshofs von Laufen-Müschhag. Dieses Gebäude wurde in Leichtbauweise errichtet und hat eine Fläche von ungefähr 125 Quadratmetern. In Laufen-Müschhag wurde dieses erste Gebäude im 1. Jahrhundert durch ein weitaus grösseres Steingebäude ersetzt. Ein vorstellbares Szenario für Mühlstett wäre, dass der Siedlungsplatz durch den Bau eines grösseren Gutshofs,

vielleicht in der fruchtbaren Talsohle, an Wichtigkeit verlor und fortan als kleineres, selbstständiges oder von einem grösseren Gutshof abhängiges Gehöft weiterexistierte.

Bericht: Salome Rubin

Die römertimeichen Fundstellen der Gemeinde Geterkinder in einer modernen Reliefkarte (Grundlage geo.bl.ch).



Die römische Villa Kästeli und ihr Umland: Auswertung der Grabung 2009

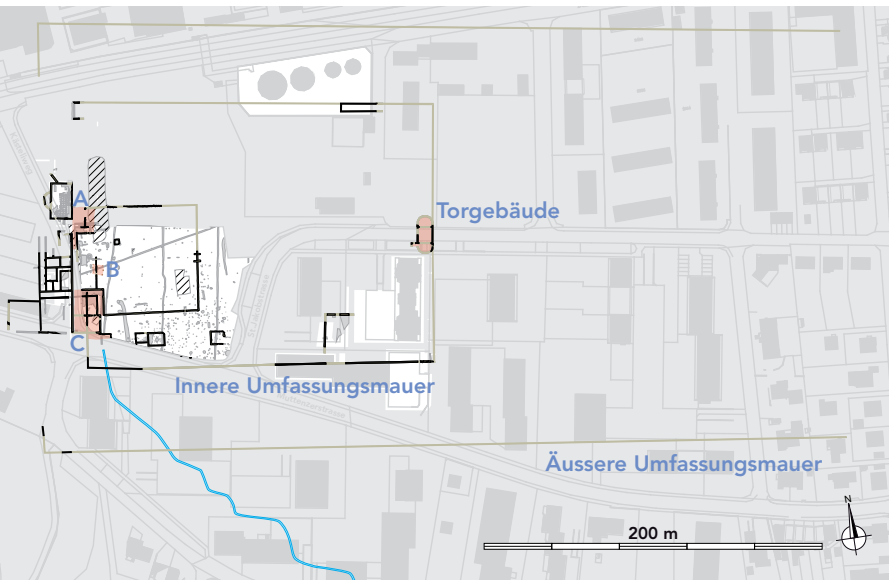
Pratteln-Kästeli.
Gesamtplan des
Gutshofes mit
postulierter äusserer
Umfassungsmauer.

Schon im 18. Jahrhundert erwähnte Daniel Bruckner in der Flur Kästeli damals noch oberirdisch sichtbares römisches Mauerwerk. Die älteste bekannte Grabung war jene von Wilhelm Vischer in den Jahren 1848 und 1849. Damals entdeckte man Teile der sogenannten pars urbana, jenes Bereichs also, in dem der Gutsherr residierte und der häufig

einen gewissen Luxus widerspiegelt. Zu den wenigen Erwähnungen von Funden und Befunden aus jener Zeit gehören Mosaiken und Hypokauste, gefunden wurden unter anderem Geschirr aus Bronze und ein Silberbarren.

Im Zuge des Baus einer Lidl-Filiale führte die Archäologie Baselland 2009 an der St. Jakobstrasse in Pratteln eine Ausgrabung durch. Teile der Befunde und Funde wurden 2011 im Zuge einer Masterarbeit der Universität Bern ausgewertet. Im Fokus standen dabei ein Teil des Hauptgebäudes sowie der Bereich direkt davor.

Die Auswertung hat ergeben, dass der Platz wohl schon ab der frühen Kaiserzeit besiedelt war. Zu dieser Zeit wurde hier ein Gebäude aus Holz errichtet. Zudem deuten parallel verlaufende Gräbchen in etwa 32 Metern Abstand auf eine Parzellierung oder ein Entwässerungssystem hin. Sie wurden um die Mitte des 1. Jahrhunderts wieder verfüllt. Zu diesem Zeitpunkt stand wahrscheinlich im südlichen Teil der 2009 ausgegrabenen Fläche bereits ein Gebäude mit Wänden aus Holz oder Fachwerk (Gebäude C).



Es wurde spätestens am Ende des 1. Jahrhunderts wieder abgerissen, um Platz für einen Steinbau zu schaffen. Zur gleichen Zeit befand sich nördlich davon bereits ein Steingebäude (Gebäude A).

Am Ende des 1. oder zu Beginn des 2. Jahrhunderts fand ein grösserer Umbau statt, und die Zone direkt vor dem Hauptgebäude erfuhr eine Umgestaltung. Gebäude C wurde erweitert und zwischen den beiden Bauten A und C errichtete man einen Brunnen, der zusammen mit einem Becken ein Ensemble bildete. Möglicherweise handelte es sich dabei um ein Repräsentationsobjekt, etwa ein Wasserspiel. Ein daneben gefundener, grosser Sandstein von $1,8 \times 1,6 \times 0,5$ Metern könnte das Fundament eines Monumentes darstellen. Anhand von Vergleichen zum Beispiel aus dem Moselgebiet wäre auch eine Interpretation als Gewichtstein für eine Weinpresse denkbar. In der ersten Hälfte des 3. Jahrhunderts erweiterte man das Gebäude C um einen weiteren Raum sowie eine Portikus. Das Becken zwischen den Gebäuden A und C wurde aufgegeben, der Brunnen jedoch weiter genutzt.

Im letzten Viertel des 3. Jahrhunderts deuten mehrere Anzeichen auf eine Veränderung der Besiedlung hin: Eine Portikus wurde mit Schutt verfüllt, in einem weiteren Raum hatte man den Schutt eines eingestürzten Daches nicht mehr entfernt und im Bereich direkt vor dem Hauptgebäude wurden massive Schuttschichten aus Baukeramik und

Mauerreste des Gebäudes C. Dazwischen zeichnen sich die verkohlten Reste eines älteren Holzgebäudes als schwarze Flecken ab.



Im 3. Jahrhundert hat man den Brunnen mit Bauteilen aus dem Gebäude umgestaltet. Gut erkennbar sind drei Säulentrommeln und ein Türschwellerstück.

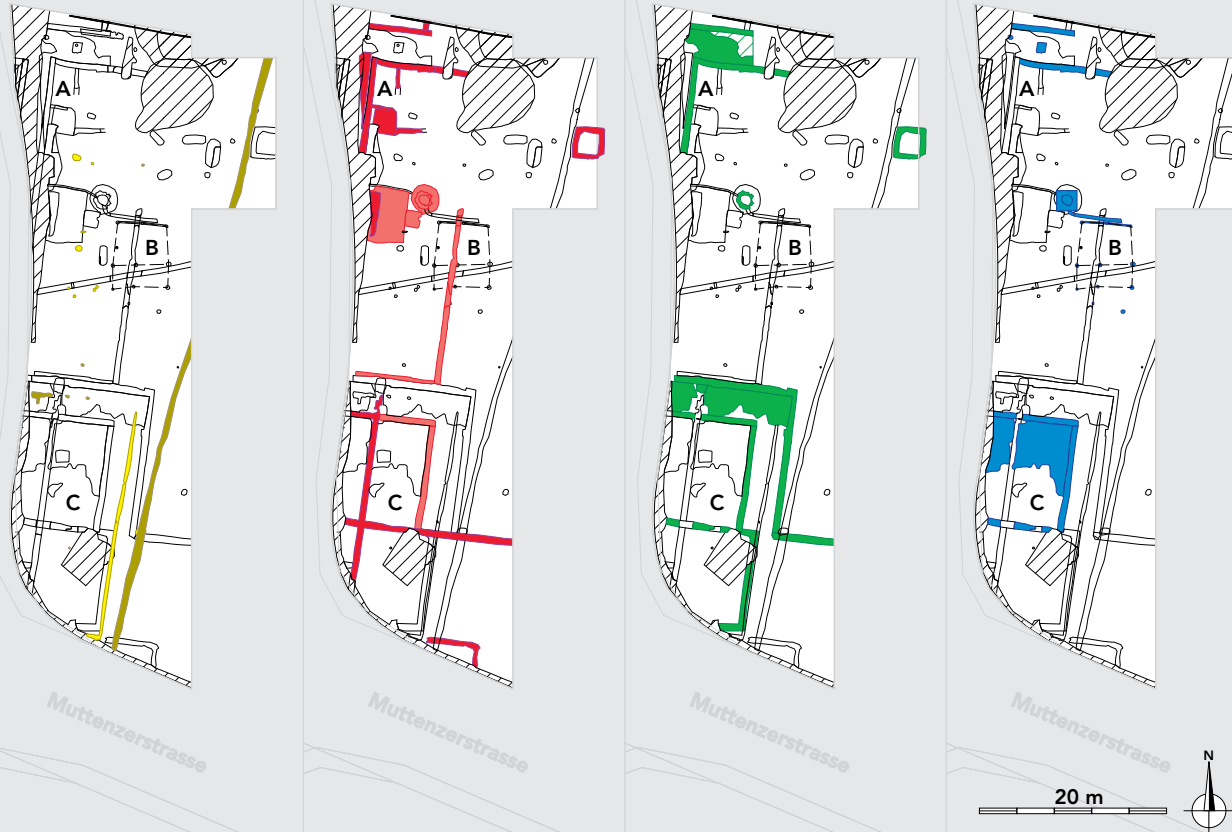
Mauersteinen ausplaniert. Die Herkunft des Materials ist nicht sicher belegt. Da sich darunter jedoch auch Hypokaustpfeiler- und Suspensurplatten befanden, stammte es wohl aus dem Hauptgebäude. Womöglich wurde dieses also im letzten Viertel des 3. Jahrhunderts in seiner bisherigen Funktion aufgeben. Einige Teile des Gebäudes nutzte man jedoch

mit Sicherheit weiter. So wurde in Gebäude C am Ende des 3. Jahrhunderts ein Mörtelboden mit einer Feuerstelle eingebracht.

Auch im 4. Jahrhundert blieb das Areal des Gutshofes besiedelt. Fassbar sind ein Pfostenbau (Gebäude B) wohl aus der zweiten Hälfte des 4. Jahrhunderts sowie eine Feuerstelle, die im selben Zeitraum in Gebäude A eingebaut wurde. Danach brach die Besiedlung im Bereich der Grabung St. Jakobstrasse ab.

Die Gesamtanlage des Gutshofes Pratteln-Kästeli ist erst ansatzweise zu erfassen. Von der pars urbana ist ein grosser Teil bekannt, allerdings vieles aus älteren Grabungen, sodass Bauabfolgen und verschiedene Siedlungsphasen kaum mehr rekonstruiert werden können. Von der pars rustica, dem Teil des Gutshofs, der Ställe, Speicherbauten, Werkstätten und Wohngebäude für die Landarbeiter beherbergte, ist bisher nur wenig bekannt. Lediglich Fragmente einer Umfassungsmauer, ein Torgebäude sowie diverse Gebäude unbekannter Funktion sind bisher freigelegt.





Die Abfolge der Bauten innerhalb der untersuchten Grabungsfläche.

- ältere Holzbauten
- jüngere Holzbauten
- 1.Steinbauperiode ältere Phase
- 1.Steinbauperiode jüngere Phase
- 2.Steinbauperiode
- spätantike Strukturen
- Störungen

Im 4. Jahrhundert baute man in einem ursprünglichen Durchgangsraum eine Herdstelle ein. Daneben sind die Ziegel eines Dachversturzes sichtbar.

Bei der von einer Mauer umgebenen Fläche handelt es sich aber wohl nicht um die ganze Ausdehnung des Gutshofes. Mit einiger Wahrscheinlichkeit gab es eine weitere, äussere Umfassungsmauer.

Der Gutshof Pratteln-Kästeli lag in der Rheinebene, direkt am Nordfuss des Jura. In nur drei Kilometern

Entfernung befand sich die Koloniestadt Augusta Raurica. Dorthin pflegten die Bewohner des Gutshofs enge Beziehungen, was beispielsweise daraus hervorgeht, dass der Grossteil des vorgefundenen Geschirrs aus Augster Produktion stammt. In der weiten Ebene zwischen Birs und Ergolz befanden sich noch mindestens drei weitere Gutshöfe.

Auch auf den beiden markanten Jurahöhen Adlerberg und Wartenberg wurden römische Funde gemacht. Es handelt sich dabei wohl um Höhensiedlungen aus dem späten 3. Jahrhundert. In solchen schwer zugänglichen Siedlungen versuchte sich die Bevölkerung zu jener Zeit vor den Germanen zu schützen, die Beutezüge über den Rhein hinweg tätigten. Von diesen unruhigen Zeiten zeugen auch die zahlreichen Münzhorte im Umfeld der Gutshöfe. Man versteckte Geld und Wertgegenstände, indem man sie vergrub. Wurden die Schätze nicht mehr gehoben, ist dies ein Hinweis darauf, dass ihre Besitzer das Gebiet überstürzt verlassen mussten oder gar starben.

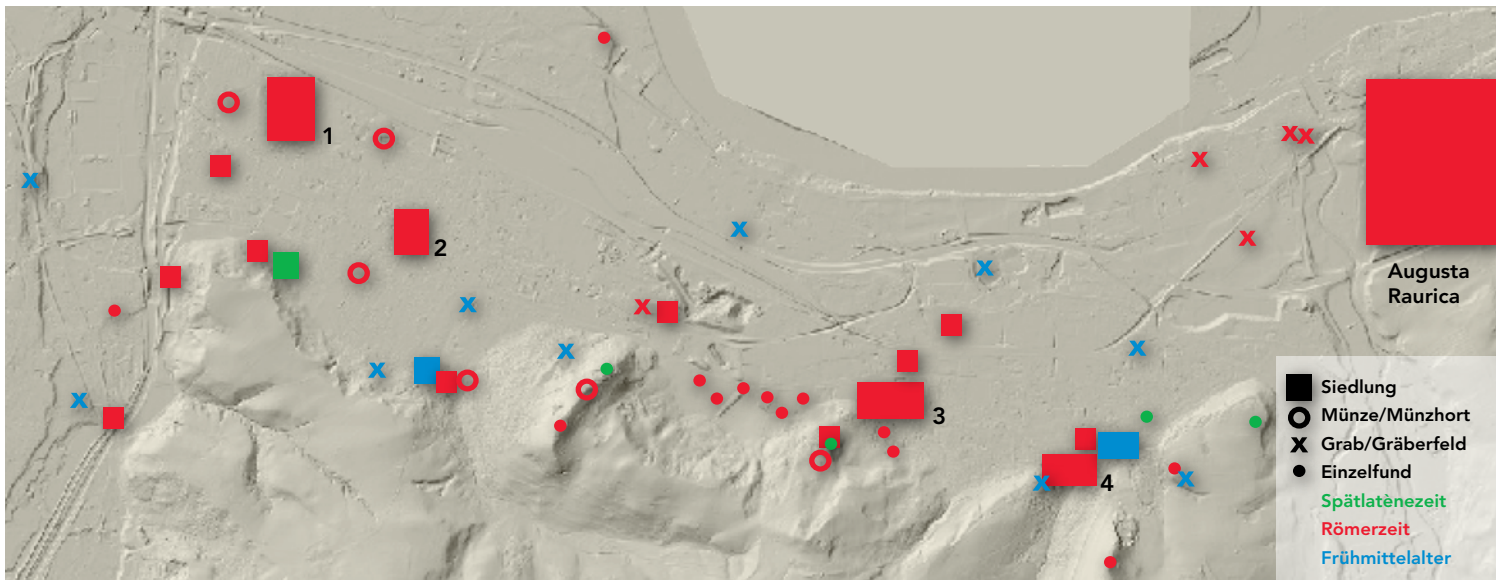


Über die Besiedlung aus der Zeit vor der Romanisierung sind erst wenige Aussagen möglich. Auffällig ist jedoch, dass auf den Hügelkuppen, die in die Rheinebene vorspringen, jeweils spätlatènezeitliche Funde gemacht wurden. Möglicherweise befanden sich die keltischen Siedlungen also auf Anhöhen, von denen aus man das Tal überblicken konnte.

Auch über die nachrömische Zeit ist erst wenig bekannt. Im Prattler Dorfzentrum wurde vor kurzem jedoch eine frühmittelalterliche Siedlung in unmittelbarer Nähe zum Gutshof Pratteln-Im Rumpel ausgegraben, die schon im 5. Jahrhundert entstand.

Bericht: Tamara Tännler

Das Umland der römischen Villen um Pratteln und Muttenz:
 1 Muttenz-Feldreben
 2 Muttenz-Brühl
 3 Pratteln-Kästeli
 4 Pratteln-Im Rumpel



Füllinsdorf, Altenberg: was lange währt ...

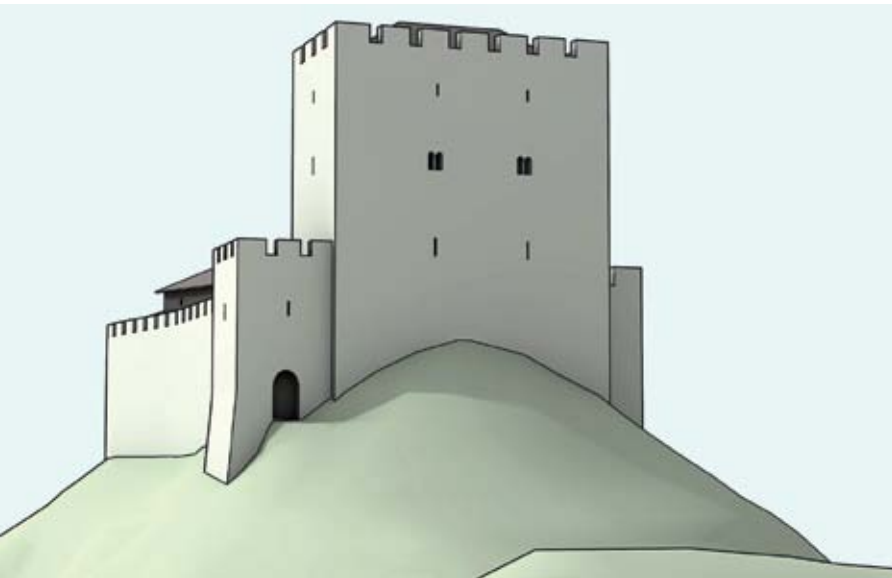
Füllinsdorf, Altenberg. So ungefähr könnte sich die Burganlage im 11. Jahrhundert den Ankommenen präsentiert haben.

Die Burganlage auf dem Altenberg war im Laufe der Jahrhunderte beinahe in Vergessenheit geraten. Erst in den Jahren 1982 und 1986/87 wurde sie von der Archäologie Baselland in Zusammenarbeit mit der Universität Basel ausgegraben. Dabei zeigte sich, dass hier eine der frühesten Burgen des heutigen

Baselbiets stand. Die Anlage wurde um 1000 n. Chr. errichtet und um 1080 bereits wieder aufgegeben.

Doch nicht nur die Geschichte der Burg ist lang – die der Auswertungsarbeiten der Grabungen ist es leider auch. Nach vielversprechenden Anfängen kamen sie in den 1990er Jahren praktisch vollständig zum Erliegen; zu sehr absorbierten die Tagesgeschäfte, zu viele andere Projekte drängten. In Anbetracht der grossen Bedeutung der Fundstelle für die Geschichte der Region und für die Erforschung der frühen Burgenzeit weit über die Nordwestschweiz hinaus hat sich der Schreiber gleich nach seinem Amtsantritt als Kantonsarchäologe daran gemacht, die liegen gebliebenen Arbeiten wieder aufzunehmen.

Ein erstes Etappenziel ist mittlerweile erreicht: Auf der Fundstelle selber prangt seit dem Berichtsjahr eine Informationstafel, die über die wichtigsten Ergebnisse der Ausgrabungen Auskunft gibt. Sie ist auch auf der Website der Archäologie Baselland



einschbar. Eigentliches Ziel ist jedoch die ausführliche Veröffentlichung der auf dem Altenberg freigelegten Funde und Strukturen. Und auch dem ist man 2011 ein bedeutendes Stück näher gekommen.

Es liegt auf der Hand, dass man zwanzigjährige Manuskriptentwürfe nicht einfach so hervorholen und ein bisschen überarbeiten kann. Die Forschung hat seither in einigen Bereichen grosse Fortschritte gemacht, so dass ganze Kapitel neu geschrieben werden müssen. Andere – etwa die Analyse der Tierknochen – waren damals noch gar nicht richtig in Angriff genommen worden. Gerade die Archäozoologie ist jedoch auch für die anderen Bearbeiter spannend, weil sie wichtige Informationen zur Fundüberlieferung ergibt. So kam es, dass alle noch zur Verfügung stehenden Mitglieder des Autorenteam ihre Werke nochmals grundsätzlich überarbeiten mussten.

Diese Arbeiten sind mittlerweile alle aufgegleist und zum Teil schon weit fortgeschritten. Wenn in nächster Zeit keine grösseren Überraschungen – etwa

durch neue, nicht geplante Grossgrabungen – auf die Archäologie Baselland zukommen, steht einer baldigen Veröffentlichung der ausserordentlich spannenden Fundstelle nichts mehr im Wege.

Bericht: Reto Marti

Spielstein, Spielbrett-Beschlag und Kamm, alle aus Hirschgeweih geschnitzt, zeugen vom hohen Lebensstandard der Burgbewohner.



Liestal, Gerberstrasse 27: mit Analysen zur Weissgerberei

Liestal, Gerberstrasse 27. Situation der Werkstatt mit den Bottichen 1-4 und der Einlegegrube 5.

Im letzten Jahresbericht informierten wir über die Untersuchungsergebnisse des bisher einzigen in Baselland ergrabenen Gerbereibetriebes. Das Gebäude ist dendrochronologisch ins Jahr 1581 datiert, und auch zwei der vier nachgewiesenen Bottichgruben gehören in diese Anfangszeit.

Ungeklärt blieb, nach welcher Gerbmethode der Betrieb arbeitete. In Frage kam unter anderem die Rot- oder Lohgerbung, bei der Häute von grossen Tieren mit pflanzlichen Stoffen, sogenannten Tanninen, zu dickem Leder verarbeitet wurden. Der langwierige Gerbprozess dauerte bis zu mehreren Jahren, was enormen Platzbedarf und grosses Betriebskapital voraussetzte. Beim vorliegenden Objekt sprachen jedoch die geringe Zahl und die bescheidene Grösse der Bottiche mit Durchmessern zwischen 110 und 118 Zentimetern sowie die fehlenden Trocknungsvorrichtungen im Dach eher für eine Weissgerberei. Ein Weissgerber brauchte für seine Kalb-, Schaf- und Ziegenhäute weniger Platz. Bei der Weissgerbung, bei der feines, helles Leder entsteht, wurde mit Alaun oder Kochsalz mineralisch gegerbt.

Die chemischen Analysen der Materialproben aus den Bottichresten durch das Sammlungszentrum des Schweizerischen Nationalmuseums sind nun abgeschlossen und bestätigen mit grosser Wahrscheinlichkeit die letztere Verarbeitungsart. So sind



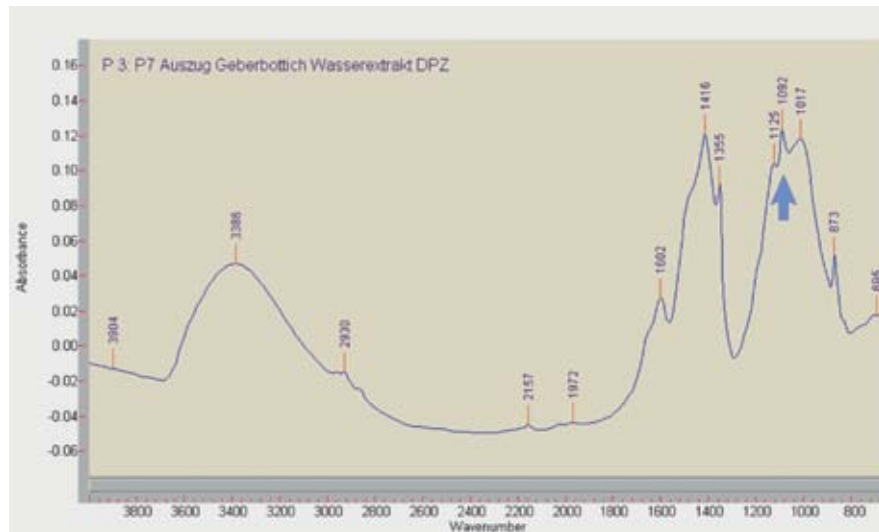
aufgrund der Messung des Infrarotspektrums mit der so genannten Fourier-Transform-Infrarot-Spektroskopie FTIR bei einer der vier analysierten Proben Alaunreste anzunehmen. Mit der Raman-Spektroskopie, bei der die Proben mit Laserlicht bestrahlt und die Energie des Streulichtes gemessen wird, wurde diese Vermutung bestätigt. Die Mikro-Röntgenfluoreszenzspektrometrie, die nur für anorganische Teile geeignet ist, erbrachte keinen Nachweis für Alaun. Tannine liessen sich weder bei den ersten drei noch mit einem nasschemischen Verfahren nachweisen. Allerdings besteht die Möglichkeit eines über die Jahre erfolgten Abbaus des biologischen Stoffes, womit ein Nachweis nicht zu erbringen wäre.

Das Gebäude an der Gerberstrasse war von Anfang an für die spezifische Nutzung als Gerberei konzipiert. Dank der neuen Erkenntnisse lassen sich nun die Arbeitsabläufe mit ergraben Befunden in Verbindung bringen und die Werkstatt rekonstruieren.

Der Arbeitsplatz war mit seinen knapp 70 Quadratmetern für die Unterbringung der Wasserwerk-

statt und der Bottiche sowie für das Zurichten und Nachbereiten eher eng. Allein der Gewerbekanal nahm einen Drittel der Fläche ein. Man wick vor allem in wärmeren Jahreszeiten für einige Arbeitsschritte wohl hinter das Haus aus, in einen archäologisch noch nicht untersuchten Bereich.

FTIR-Spektrum von einer Probe aus Bottich 2. Der Peak bei 1092 könnte Kaliumaluminiumsulfat (Alaun) hinweisen.

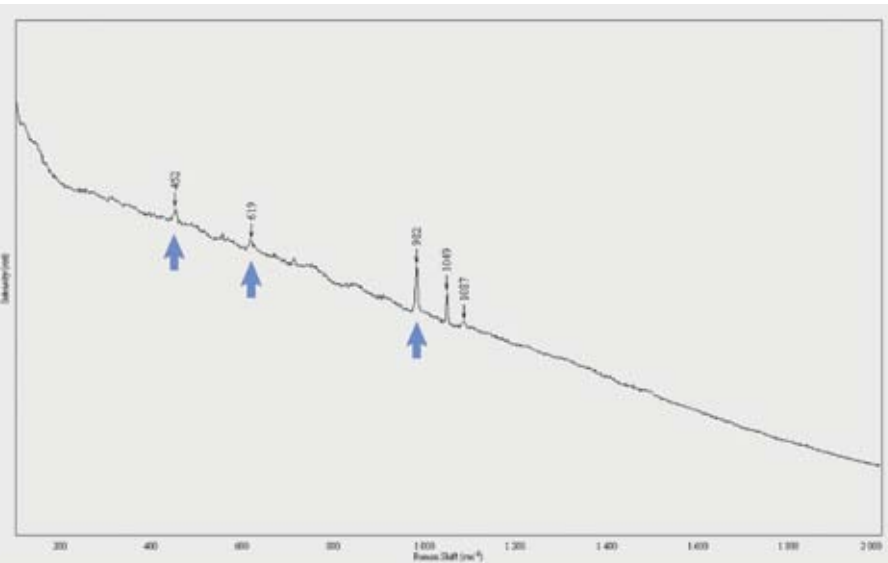


Ramanspektroskopie
des Bottichs 2. Die
Peaks bei 453, 619
und 982 weisen auf ein
Kaliumaluminiumsulfat.

Wasser war für die Lederherstellung essentiell. Der durch den hinteren Hausteil führende Kanal war für die erste Reinigung der Häute und die Ableitung des Abwassers unentbehrlich. Unbekannt bleibt, ob der Kanal stellenweise überdeckt war. Räumlich war er immer vom vorderen Werkstattbereich

abgetrennt. Das für die Produktion nötige Frischwasser holte man eventuell vom neben dem Haus stehenden Gestadeckbrunnen. Im strassenseitigen Bereich befand sich die eigentliche Werkstatt mit den diversen Bottichen und Fässern. Sie war mit einem Holzboden ausgestattet und nicht – wie zu erwarten – mit wasserfesten Steinplatten.

Der erste anfallende Arbeitsschritt war das Einweichen der getrockneten oder gesalzenen Häute. Dafür eignete sich die stattliche Dauben-Wanne (Struktur 5) mit einem Durchmesser von 2,6 Metern. Sie war 80 Zentimeter in den Boden eingetieft und daher sehr belastbar. Eine Lehmmummantelung dichtete zusätzlich. Waren die eingekauften Häute frisch beziehungsweise «grün», enthielten sie genügend Flüssigkeit zur direkten Weiterverarbeitung. Für Häute jedoch, die man nicht gleich nach dem Einkauf verarbeiten konnte, war ein kühler Lageraum nötig. Dafür diente womöglich ein Anbau im



Westen, der sich während der Untersuchung unter anderem durch einen zugemauerten Durchgang abzeichnete. Die Häute stammten übrigens von Metzgern – 1774 gab es deren 29 in Liestal – oder Händlern aus dem Umland.

Bevor die Häute zwecks Enthaarung in den so genannten Äscher kamen, wurde die Fleischseite auf dem Schabebaum gesäubert. Letzterer war ein mobiles Gestell und deshalb archäologisch nicht nachweisbar. Im Äscher befand sich ein Kalk-Wasser-Gemisch, das nur die Haare, nicht aber die Haut angriff. Nach wenigen Tagen und regelmässigem Umrühren wurde gespült und erneut geschabt. Aufgrund ihrer bis zu sechs Zentimeter dicken Versinterungen der Bottichaussenseiten dürfen die vier Bottichstrukturen 1 bis 4 als Äscher interpretiert werden. Sie waren jeweils etwa 40 Zentimeter in den Untergrund eingetieft und mögen eine Höhe

von insgesamt 60 bis 80 Zentimetern besessen haben. Archäologisch war leider nicht mehr zu erkennen, ob die Bottiche sich zeitweilig ergänzten oder einander ablösten. Die in den Proben vorhandenen Hinweise auf Alaun dürften auf Verunreinigungen zurückzuführen sein.

Roland Leuenberger
und Sabine Bugmann
entnehmen den
Gerbergruben
Materialproben.



Die Werkstatt der Lohgerber mit Kanal (A), Äscher (C), Lohgrube (D) und Fass zum Einweichen (E) (Krünitz-Enzyklopädie 1795).

Vor erneutem Einweichen war das Auswaschen des Kalkes wichtig. Das anschliessende Schwellen in einer Schwellbeize öffnete die Poren und garantierte eine bessere Aufnahme des Gerbstoffes. Für allfällige Beizfässer und die Gerbbottiche fehlen Bodenbefunde. Sie standen wohl auf dem Bretter-

boden. Dies erleichterte das während dem drei- bis sechsmonatigen Gerbprozess mehrmals nötige Auswechseln des Alauns oder das Ablassen der Beize durch Ziehen eines bodennahen Zapfens. Diese Bottiche dürften in der «befundlosen» Südostecke der Werkstatt gestanden haben. Die an der östlichen Giebelmauer installierte Feuerstelle diente der Erwärmung des für diverse Arbeitsschritte benötigten Wassers und eventuell dem Einkochen der Tierabfälle – Schädel und Klauen – zu Leim. Das Trocknen der gegerbten Häute konnte in der anschliessenden Laube erfolgen. Diesbezügliche Nachweise am Gebäude blieben jedoch aus.

Das Fundmaterial enthielt, soweit erkennbar, keine für die Lederproduktion verwendeten Werkzeuge oder spezifischen Produktionsabfälle. Erstaunen mag die Tatsache, dass in der dreihundertjährigen Werkstattgeschichte lediglich vier kleine Bottichgruben und eine grosse Einlegegrube zum Einsatz gekommen sein sollen. Tatsächlich sind in der

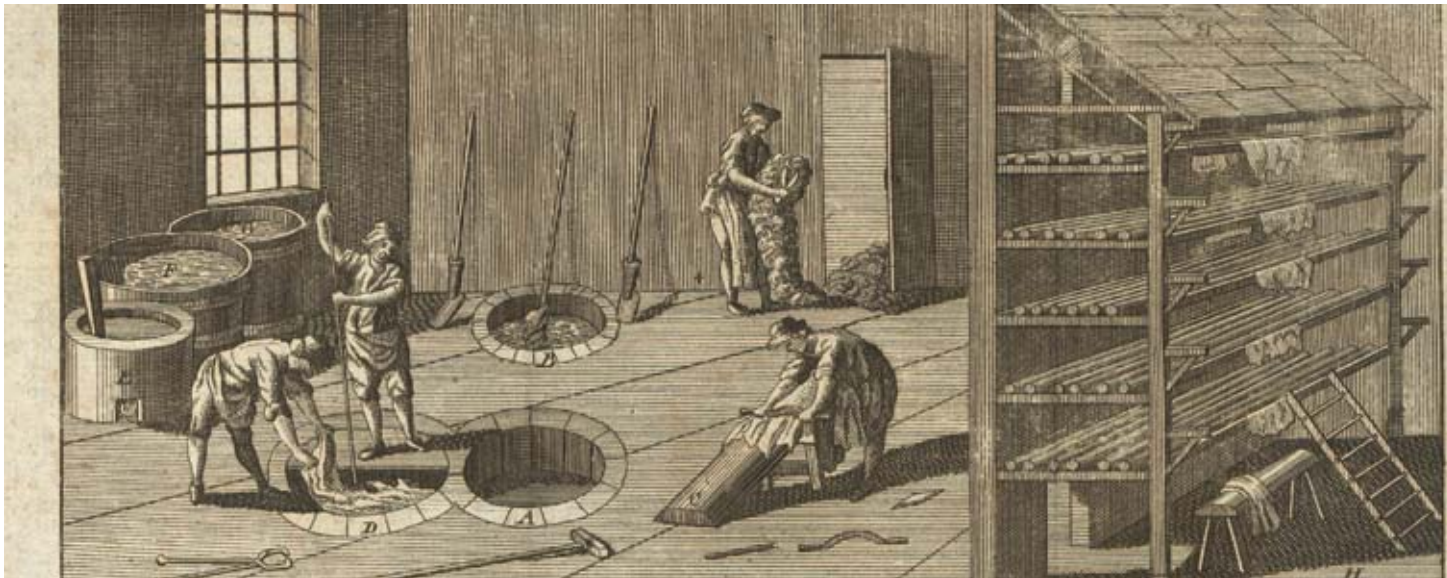


Brandversicherungsakte von 1830 im Besitz des damaligen Gerbers Gysin ein als Nebengebäude A bezeichnetes, freistehendes Steinhäuslein mit Gerberei sowie ein Gebäude mit Ledermagazin aufgeführt. Wann die Produktion ausgelagert wurde, bleibt unbekannt. Weitere Erkenntnisse sind sicherlich durch

die bevorstehende Grabung auf dem besagten Gelände zu erwarten, das heute als Parkplatz dient.

Chemische Analysen: Sammlungszentrum des Schweizerischen Nationalmuseums, Affoltern a. A.
Bericht: Anita Springer

Die Werkstatt der Weissgerber mit Äscher (A–D), Ofen (E), Beizfass (F) und Gerbfass (G) (Krünitz-Enzyklopädie 1795).



The next generation – Archäologie für Kinder und Jugendliche

Zwei Schüler der Primarschule Rümlingen haben sich frühmittelalterlich gewandet.

Die Suche nach unentdeckten Schätzen und verborgenen Spuren unserer Vergangenheit fasziniert nicht nur Erwachsene, sondern regt im Besonderen auch die Fantasie von Kindern und Jugendlichen an. Es erstaunt deshalb kaum, dass der Schreibende nach Führungen und Vorträgen nicht selten den

Spruch «Als Kind wollte ich auch Archäologe werden» hört. Um dieser Begeisterung gerecht zu werden, bietet die Archäologie Baselland immer wieder auch ganz spezielle Veranstaltungen für Schulklassen oder Familien an. Letztes Jahr gab es gleich zwei solche Anlässe.

Im Rahmen der Ausstellung «Bei Nacht und Nebel – Die Entdeckung der Ursprünge der Sissacher Kirche» konnten Schulklassen aus der Umgebung in die Welt des Frühmittelalters eintauchen und die Methoden der Archäologie kennenlernen. In rund 90-minütigen Workshops, abgestuft für Primar- und Sekundarklassen, erarbeiteten sich die Schülerinnen und Schüler, wie man von einem einfachen Grundriss zu einem Kirchenmodell kommt, wie man aus Grabbeigaben die Mode im 7. Jahrhundert rekonstruieren kann oder wie Anthropologen anhand von Knochen auf Alter und Gebrechen des Verstorbenen



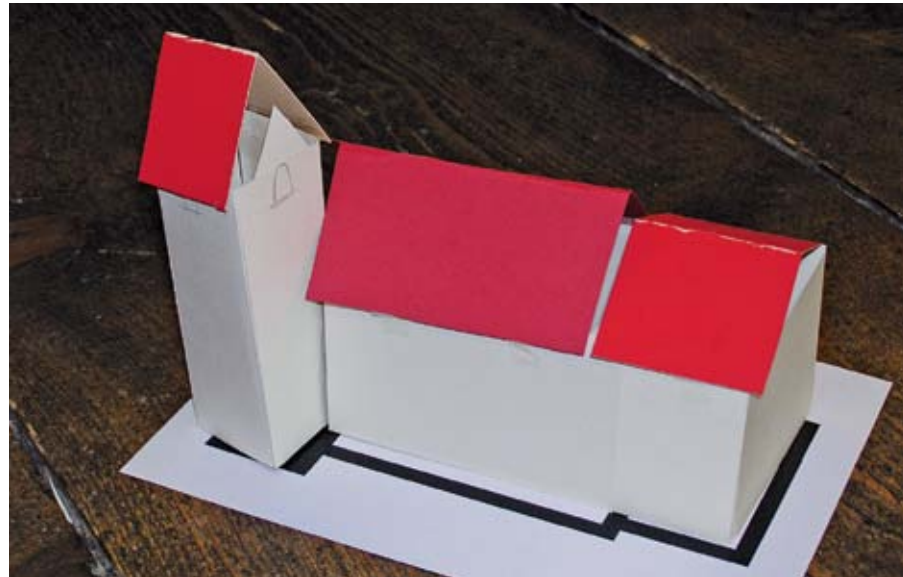
Rückschlüsse ziehen können. Highlight waren immer auch die eigens für diesen Anlass hergestellten Kleider und Accessoires, in die man reinschlüpfen konnte.

Ganz anders angelegt war das Angebot im Rahmen des Ferienpasses «X-Island». Hier ging es darum, den Kindern und Jugendlichen eines der längsten Bauwerke der römischen Schweiz näherzubringen: Die Wasserleitung von Lausen nach Augusta Raurica. Verbunden mit einer gut zweistündigen Wanderung besuchten wir die heute noch erhaltenen Abschnitte dieser ingenieurtechnischen Meisterleistung. Nebst den Fakten zum Bauwerk, der Entstehungszeit und zum Wasserwesen der Römerzeit kamen auch die Legenden und Mythen, die sich seit dem 16. Jahrhundert um das Bauwerk ranken, zur Sprache. Am Ende wartete ein währschaftes Römer-Zvieri auf die Knaben und Mädchen, das mit einigem Hunger verspeist wurde, auch wenn die mit Ziegenkäse

gefüllten Datteln oder die mit Speck umhüllten Zwetschgen nicht allen mundeten. Aber zum Glück kannten die Römer ja auch noch etwas weniger extravagante Delikatessen und viele saftige Früchte.

Bericht: Andreas Fischer

Vom Fundament
zur Rekonstruktion:
eine gelungene
Neuinterpretation der
spätmittelalterlichen
Kirche von Sissach.



Im Untergrund – Die Archäologie Baselland an den Europäischen Denkmaltagen

Gebannt lauscht
das Publikum den
Ausführungen von
Andreas Fischer ...

Zu den Hauptaufgaben der Archäologie Baselland gehört nicht nur die Durchführung von Ausgrabungen und Bauforschungen, sondern auch die Pflege und Erhaltung von Ruinen und Bodendenkmälern. Dabei sind wir bemüht, diese nicht nur aufwändig zu sichern und sanieren, sondern auch der

Öffentlichkeit zugänglich zu machen sowie mittels Informationsstellen und Anlässen zu vermitteln. Was lag also näher, als 2011 an den 18. Europäischen Tagen des Denkmals teilzunehmen, zumal diese unter dem Motto «Im Untergrund» durchgeführt wurden?

Gleich drei kantonale Dienststellen arbeiteten gemeinsam an diesem Projekt. Während die Denkmalpflege Führungen zum Salzabbau in Pratteln und zur 1. Weltkriegs-Fortifikation Hauenstein anbot, zeigten wir zusammen mit der Römerstadt Augusta Raurica erhaltene Bauwerke zur römischen Wasserversorgung in und um die ehemalige Koloniestadt. Der Rundgang führte von der Wasserleitung über die Kloake (Abwasserkanal) zum im Jahr 1997 entdeckten unterirdischen Brunnenhaus. Letzteres führte auch in einem übertragenen Sinn in den «Untergrund», bietet die Verfüllung des Brunnen-



schachtes mit Falschmünzerförmchen, Tier- und Menschenknochen doch genug Stoff für Schauer- und Kriminalgeschichten.

Ein grosses Augenmerk der Besichtigungen lag auf dem restauratorischen Umgang mit den Zeugen der Vergangenheit. Einerseits sollte der Eingriff in die Originalsubstanz möglichst minimal sein, andererseits muss man aber auch den Zerfall aufhalten und die Sicherheit der Besucherinnen und Besucher gewährleisten. Diese Gratwanderung liess sich anhand des im Jahr 2006 sanierten Teilstückes der Wasserleitung im Wölferhölzli bei Füllinsdorf (vgl. Jahresbericht 2006) und des Brunnenhauses in Augst exemplarisch darlegen.

Die insgesamt vier Führungen an zwei Tagen stiessen auf grossen Anklang. Mehr als 80 Personen durchschritten die rund 2000 Jahre alten, teilweise engen

und feuchten Gemäuer und lauschten konzentriert den Ausführungen. Zu hoffen bleibt, dass diese erfolgreiche Zusammenarbeit in den kommenden Jahren eine Fortsetzung finden wird.

Bericht: Andreas Fischer

... und Barbara Pfäffli
zur Wasserver- und
Entsorgung in Augusta
Raurica.



RURALIA: internationale Fachgruppe zur Erforschung ländlicher Siedlungen

Die 1995 gegründete internationale Arbeitsgemeinschaft RURALIA organisiert im Zweijahresrhythmus Fachtagungen zur archäologischen Erforschung mittelalterlicher, ländlicher Siedlungen. Die Treffen, die jedes Mal in einem anderen Land stattfinden, sind jeweils einem speziellen Thema gewidmet: Handwerk in ländlichen Siedlungen, Formen länd-

licher Siedlungen, Hausbau, Nahrungsversorgung, Wasserversorgung etc.

Seit der ersten Tagung in Prag ist die Archäologie Baselland in diesem Gremium vertreten, und wiederholt haben dabei Elisabeth Marti-Grädel, Reto Marti, Michael Schmaedecke und Jürg Tauber Themen aus der Arbeit der Archäologie Baselland vorgestellt und die Vorträge in den Tagungsbänden veröffentlicht. Seit 2001 ist der Schreiber als Landesvertreter der Schweiz Mitglied des Komitees der Arbeitsgemeinschaft. Neben der Mitarbeit bei der Vorbereitung von Tagungen und der Redaktion der Kongressbände beinhaltet dies, für die jeweiligen Jahresthemen Referentinnen und Referenten aus der Schweiz einzubinden.

2011 war Götzis im Vorarlberg Tagungsort. Organisiert wurde das Treffen von den Landesvertretern Deutschlands, Österreichs und der Schweiz. Thema des vom 26. September bis zum 3. Oktober dauernden Treffens waren «Hierarchien in ländlichen Siedlungen». Dabei stellten etwa sechzig Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern aus nahezu

Ruralia-Tagung 2011.
Besuch im sorgfältig
restaurierten Mittelalter-
Städtchen Werdenberg
im Kanton St. Gallen.



ganz Europa Formen der sozialen und machtpolitischen Differenzierung der Bewohner mittelalterlicher Dörfer und deren Auswirkungen auf die bauliche Struktur vor. Neben dem theoretischen Wissensaustausch im Rahmen der Vorträge ist es RURALIA-Tradition, zum Tagungsthema passende Exkursionen in die jeweilige Region zu unternehmen. Neben Fahrten ins Vorarlberger Montafon und auf die Insel Reichenau führten 2011 zwei Exkursionen in die Schweiz. In Werdenberg wurden das Städtchen mit seinen bis ins 14. Jahrhundert zurückreichenden Bauten und das Schloss besichtigt. Im Freilichtmuseum Ballenberg konnten die Teilnehmer insbesondere den Hausbau im alpinen Raum studieren.

Die regelmässige Teilnahme an diesen Tagungen bietet den Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern der Archäologie Baselland die Möglichkeit, sich im direkten Austausch mit Spezialistinnen und Spezialisten über die internationale Forschung aus erster Hand zu informieren und fachliche Fragen zu diskutieren. Weiter sind solche Tagungen aber auch eine Messlatte für die eigenen Forschungen.

Und schliesslich bieten diese Kongresse und die daraus resultierenden gedruckten Tagungsberichte die Möglichkeit, die eigenen Arbeiten gemäss Leistungsauftrag einem internationalen Publikum bekannt zu machen.

Bericht: Michael Schmaedecke

Exkursion der
Tagungsgemeinschaft
im österreichischen
Montafon.



SPM 7: ein Handbuch zur Mittelalterarchäologie in der Schweiz entsteht

Der eben erschienene
Materialienband zum
Projekt SPM 7 ist Online
gratis verfügbar: [www.
archaeologie-schweiz.ch](http://www.archaeologie-schweiz.ch)

Seit 1993 entsteht unter der Ägide der Archäologie Schweiz eine neue Handbuchreihe mit dem Titel «Die Schweiz vom Paläolithikum bis zum frühen Mittelalter», abgekürzt SPM. Das für Historiker, Studierende und Archäologieinteressierte grundlegende Übersichtswerk zur Ur- und Frühgeschichte

der Schweiz war 2005 mit dem sechsten Band zum Frühmittelalter eigentlich abgeschlossen. Doch schon damals zeichnete sich ab, dass es einen siebten Folgeband für die Zeit von 800–1350 geben sollte.

Der Schreibende erhielt als Mitglied der wissenschaftlichen Kommission der Archäologie Schweiz den Auftrag, für das neue Projekt «SPM 7» die wissenschaftliche Leitung zu übernehmen. Die grosse Herausforderung dieses mehrjährigen, anspruchsvollen Projektes liegt darin, dass es im Gegensatz zu den vorangehenden Bänden für SPM 7 keine bereits bestehenden Überblickswerke gibt. Der Forschungsstand zur Ur- und Frühgeschichte der Schweiz wurde in den letzten Jahrzehnten verschiedentlich zusammenfassend dargestellt. Die Mittelalterarchäologie jedoch, die von Vertreter verschiedener Disziplinen wie Archäologie, Geschichte, Kunstgeschichte oder Burgenkunde betrieben wird, kennt bisher keine solche Gesamtschau.

Aus diesem Grund beschloss die Projektleitung, bestehend aus Vertretern der Kantonsarchäologien, der



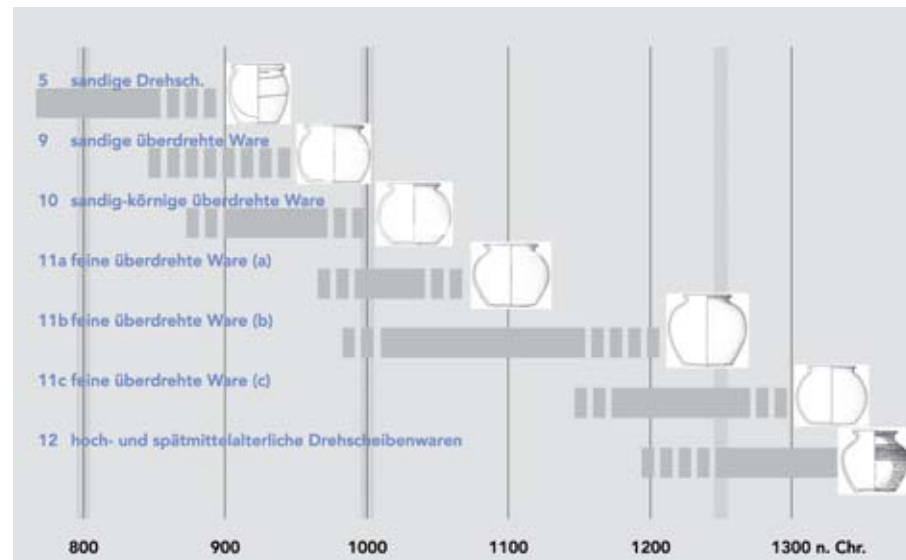
Universität Zürich, des Schweizerischen Burgenvereins und der Archäologie Schweiz, vor dem Start zum eigentlichen Handbuch ein Kolloquium zu veranstalten, an dem die wichtigsten Erkenntnisse zur Mittelalterforschung der letzten 20 Jahre zusammengetragen werden sollten. Der Schwerpunkt der Präsentationen sollte dabei auf städtischen und ländlichen Siedlungen sowie auf besonders signifikanten Fundkomplexen liegen.

Mit den Ende 2011 erschienenen Akten zu diesem Kolloquium, das im Herbst 2010 in Frauenfeld anlässlich der Jahresversammlung der Schweizerischen Arbeitsgemeinschaft für Archäologie des Mittelalters und der Neuzeit SAM stattfand, ist nun ein erstes wichtiges Etappenziel erreicht. Termingerecht liegt damit erstmals ein Überblick über Befunde und gut datierte Fundkomplexe aus allen Landesgebieten der Schweiz und dem Fürstentum Liechtenstein vor. Diese wertvolle Materialiensammlung bildet die Grundlage für das nun in Angriff genommene Handbuch «SPM 7 – Von Karl dem Grossen zur Grossen Pest (800–1350)», das 2014 erscheinen

soll. Das 481 Seiten dicke, von 34 Autorinnen und Autoren verfasste Werk ist auf der Webseite der Archäologie Schweiz online kostenlos abrufbar: www.archaeologie-schweiz.ch.

Bericht: Reto Marti

Ein Beitrag aus dem
Kanton Baselland:
Chronologie der
Keramik von 800 bis
1350.



Leihgabe von Objekten

- Landschaftsverband Rheinland, Archäologischer Park Xanten/RömerMuseum, Xanten, Ausstellung «Gefährliches Pflaster, Kriminalität im Römischen Reich»: Fenstergitter Hölstein.

Zu Gast in Xanten:
römisches Fenstergitter
aus Hölstein, Hinterbohl.



- Museum für Archäologie, Frauenfeld, Sonderausstellung «eau&toilette»: Replik des Delphin-Brunnens der römischen Villa Munzach in Liestal.
- KULTURAMA Museum des Menschen, Zürich, Sonderausstellung «eau&toilette»: Replik des Delphin-Brunnens der römischen Villa Munzach in Liestal.
- Vindonissa Museum, Brugg, Ausstellung «Vindonissa Quellfrisch – Von der Quelle bis zur Kloake»: Brunnenstock und Brunnenfigur Delphin aus der römischen Ville Munzach in Liestal.
- Institut für Prähistorische und Naturwissenschaftliche Archäologie IPNA, Universität Basel, Jörg Schibler, Probenentnahme und Analysen: Hirsch- und Pferde Zähne aus der Kohlerhöhle bei Brislach.
- Verein «Tatort Vergangenheit», Daniela Hager: Kopie des Faustkeils von Pratteln für eine Führung am Fundort.

Publikationen

- Reto Marti/Andreas Fischer, Fundort Pratteln – Vom Faustkeil zum Industriestandort. *as. Archäologie Schweiz* 2011.1, 4–17.
- Reto Marti, Ein Gläschen in Ehren... Mittelalterlicher Wein aus Pratteln, Kanton Basel-Landschaft. In: Adriano Boschetti, Barbara Dieterich, Lotti Frascoli et al. (Hrsg.), *Fund-Stücke – Spuren-Suche*, Festschrift Georges Descoedres. *Georges Bloch Annual – Universität of Zurich, Institute of Art History* 17/18, 2010/11, 373–387.
- Reto Marti, Grubenhaus bis Wohnturm – Siedlungsbefunde im ländlichen Raum der Nordwestschweiz. In: *Archäologie Schweiz/Schweizerische Arbeitsgemeinschaft für die Archäologie des Mittelalters und der Neuzeit/Schweizerischer Burgenverein* (Hrsg.), *Siedlungsbefunde und Fundkomplexe der Zeit zwischen 800 und 1350*. *Kolloquium Frauenfeld* 2010 (Basel 2011) 11–21.
- Reto Marti, Keramik der Nordwestschweiz – Typologie und Chronologie. In: ebenda, 269–291.
- Reto Marti, Stein um Stein – Burgen sichern und erhalten. *Forum/Bundesamt für Bevölkerungsschutz, Kulturgüterschutz* 2011, 44–48.

Die Archäologie von Pratteln war 2011 Schwerpunktthema im Heft «*as. Archäologie Schweiz*».



Zeittabelle (v. Chr.)		Ereignisse	Funde, Fundstellen
Zeitenwende			
200	Jüngere Eisenzeit (Latènezeit)	Rauriker (Kelten) erste stadtartige Siedlungen (Oppidum Basel-Gasfabrik) Caesar erobert Gallien, erste schriftliche Nachrichten Gründung der Colonia Augusta Raurica (-44, erste Funde -15)	Oppidum, Töpferei (Sissach-Fluh und Brüel) Flachgräber (Allschwil, MuttENZ, Diepfingen ...) Siedlungsgruben (Gelterkinden, Therwil)
400			
600	Ältere Eisenzeit (Hallstattzeit)	Werkzeuge und Schmuck aus Eisen «Fürstensitze», erste Luxusimporte aus dem Mittelmeerraum	Höhensiedlungen (MuttENZ-Wartenberg, Sissach-Burgenrain) Grabhügelfelder (MuttENZ-Hard, Pratteln)
800			
1000	Bronzezeit	Herausbildung sozialer Schichten Buntmetall (Bronze) wird wichtiger Werkstoff befestigten Höhensiedlungen Metallhandel, Metallhorte Klimaverschlechterung, Aufgabe der Seeufersiedlungen (-800)	Höhensiedlungen (Pfeffingen-Schalberg, MuttENZ ...) Siedlungen und Urnengräber (Birseck) Depotfunde (Aesch, Allschwil)
1500			
2000			
3000			
5500	Jungsteinzeit (Neolithikum)	Beginn Sesshaftigkeit, Ackerbauern, Viehzüchter erste Keramik, Objekte aus geschliffenem Stein Bau fester Häuser, im Mittelland erste Seeufersiedlungen	La Hoguette-Keramik (Liestal-Hurlistrasse) Dolmengräber (Aesch, Laufen) Silexabbau (Lampenberg-Stälzler)
7000	Mittelsteinzeit (Mesolithikum)	Jäger und Sammler in Wald- und Buschlandschaften	Bestattung (Birmatten-Basisgrotte)
10'000			
50'000	Altsteinzeit (Paläolithikum)	nomadisierende Jäger und Sammler Homo erectus, Neandertaler, moderner Mensch Werkzeuge aus SilEx und Geröllen Eiszeiten wechseln mit Warmzeiten Gletscher und Tundra Beginn der Wiederbewaldung und Fundzunahme (ab -11'000)	Faustkeil (Pratteln) Chopping tool (Reinach-Mausacker) Freilandstation (MuttENZ-Rütihard) SilExabbau (Roggenburg) bemalte Gerölle (Arlesheim)
100'000			
150'000			
300'000			
600'000			

Funde, Fundstellen	Ereignisse	Zeittabelle (n. Chr.)	
<p>Gewerbeanlagen (Binningen-Hollee) militärische Anlagen (Belchen, Langenbruck, ...)</p>	<p>Kantonstrennung (1832), Bundesstaat (1848) Bevölkerungsexplosion Industrialisierung, Technisierung, Informationsgesellschaft</p>	Moderne	2000
<p>Bauernhäuser, Gewerbeanlagen, Kirchenumbauten Hochwachten (Frenkendorf-Fluh, Pratteln, Sissach-Fluh, ...) Verkehrswege (Langenbruck-Passstrasse) Schlösser (Birseck, Farnsburg, Homburg, Pfeffingen ...)</p>	<p>Reformation (ab 1520) Dreissigjähriger Krieg (1618–1648) Kolonialisierung in Amerika, Afrika und Asien</p>	Neuzeit	1800 1600
<p>Kleinstädte (Liestal, Laufen, Waldenburg) Burgen (Pratteln-Madeln, Arlesheim-Birseck, Farnsburg, Homburg, Sissach-Bischofstein, Zwingen-Ramstein ...)</p>	<p>Herausbildung der Eidgenossenschaft Erdbeben von Basel (1356) Gründung der Universität Basel (1460)</p>	Spätmittelalter	1400
<p>Dörfer (Lausen-Bettenach, Liestal-Rösern, Reinach, Aesch ...) Kirchen, Klöster (Aesch, Muttenz, Langenbruck-Schöntal ...) Burgen (Füllinsdorf-Altenberg, Wenslingen-Ödenburg, Eptingen-Riedfluh, Muttenz-Wartenberg ...)</p>	<p>Stadtgründungen (Liestal, Waldenburg, Laufen) Burgenbau, Rodungen, Basel erhält Stadtmauer (um 1100)</p>	Hochmittelalter	1200
<p>ländliche Siedlungen (Lausen-Bettenach, Pratteln, Reinach ...) Gräberfelder (Aesch, Reinach, Therwil, Eptingen ...) Kirchen (Oberwil, Lausen, Sissach, Buus, Bennwil, ...) frühe Burgen (Liestal-Burghalden, Sissach, Zunzgen-Büchel) Töpfereien (Oberwil, Therwil, Reinach)</p>	<p>Merowinger integrieren Region ins Frankenreich (534/537) intensivierte Christianisierung, Kirchen und Klöster entstehen Altsiedelland der Römerzeit wird wieder besiedelt Herausbildung der Feudalgesellschaft Königreich Hochburgund (888–1032)</p>	Frühmittelalter	1000 800 600
<p>Koloniestadt Augusta Raurica Gutshöfe (Liestal-Munzach, Muttenz, Pratteln, Hölstein ...) Wasserleitung (Lausen-Liestal-Füllinsdorf-Augst) Heiligtümer (Bubendorf-Fieleten, Frenkendorf-Fluh) spätromische Wachtürme (Birsfelden, Muttenz, Rheinfelden)</p>	<p>Romanisierung der Bevölkerung (Gallo-Römer) Handel und Verkehr blühen in zentralen Lagen entstehen grosse Gutshöfe dichte Besiedlung, Entvölkerung in Krisen des 3. und 4. Jh.</p>	Römerzeit	400 200 Zeitenwende

